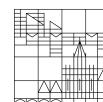




THEMEN THESEN TEXTE 02/13

EXZELLENZCLUSTER KULTURELLE GRUNDLAGEN VON INTEGRATION



INHALT

- 05 **Wissen und Nichtwissen der Investoren**
Eine Skizze zu einer *Economics of Persuasion*
Birger P. Priddat
- 09 **Prekäre Ökonomien**
Überschuldung, ausbleibende Zinszahlungen, verwahrloste Häuser
Gabriela Signori
- 13 **Atmosphärische Erzähltiefe**
Zur kultursoziologischen Relevanz der Wiederaufwertung von urbanen Ruinen
Hanna Katharina Göbel
- 17 **Der montierte Mensch**
Bernd Stiegler
- 21 **Das muslimische Subjekt der Deutschen Islam Konferenz**
Levent Tezcan
- 27 **Das Dorf nach seinem Ende**
Marcus Twellmann
- 31 **Das Gedankenexperiment**
Gespinst oder Wissenschaft?
Julian Bauer
- 35 **Weißer Fleck und dunkler Kontinent**
Populäre Afrika-Bilder seit dem 19. Jahrhundert
Daniela Gretz
- 39 **Flakhelfer – Porträt einer Generation**
Aleida Assmann

Liebe Leserin, lieber Leser,

nach erfolgreicher Begutachtung geht der Exzellenzcluster „Kulturelle Grundlagen von Integration“ voll Elan in die Verlängerung. Und auch sein Magazin findet in einer neuen Ausgabe seine Fortsetzung. Wieder dokumentieren die Beiträge die breite Interdisziplinarität der wissenschaftlichen Arbeit des Clusters, die gleichzeitig durch thematische Schwerpunkte strukturiert wird.

Der Arbeitsschwerpunkt „Nichtwissen“ und „Wissensgeschichte“ ist durch die Beiträge von Birger Priddat und Julian Bauer vertreten. Aleida Assmann, Hanna Göbel, Daniela Gretz und Levent Tezcan befassen sich mit Formen des Erinnerns und der Identitätsbildung. Marcus Twellmann skizziert das kollektive Imaginäre des Dorfes, das entfaltet wird, nachdem die Stadt das Dorf als basale Sozialform zu verdrängen begonnen hat. Bernd Stiegler thematisiert das Verhältnis von künstlerischer und industriell-technischer Montage und Menschenbild in den 1920er und 1930er Jahren. Gabriela Signori führt die soziale Einbettung des Wirtschaftlichen in den prekären Ökonomien spätmittelalterlicher Städte vor. Sie alle zusammen zeigen, dass die kulturellen Grundlagen des Sozialen ein Forschungsfeld sind, das nur durch thematische Pluralität angemessen bearbeitet werden kann.

Viel Vergnügen beim Lesen wünscht Ihnen

Ihr



Rudolf Schlögl

Sprecher des Exzellenzclusters
„Kulturelle Grundlagen von Integration“



WISSEN UND NICHTWISSEN DER INVESTOREN

EINE SKIZZE ZU EINER ECONOMICS OF PERSUASION

05

Der Investor hat eine Idee, was sich künftig als rentierlich erweisen könnte, von der er so überzeugt ist, dass er es wagt, sie zu realisieren (indem er produziert oder Finanzpapiere kauft).

Ob sich die Investition auszahlt, weiß er nicht, er hat aber gute Gründe zu erwarten, dass dies der Fall sein wird. Es reicht jedoch nicht, dass er die Idee und gute Gründe hat, sondern er muss dafür andere überzeugen. Zuerst den Bankier, dass er ihm das Kapital leiht, dann die Mitarbeiter, wenn er eine Firma hat, dass sich das, was er vorhat, zu produzieren lohnt, und letztlich – entscheidend – die potentiellen Nachfrager in den Märkten.

Geltung erlangen Investitionen durch die zahlungsbewährte Überzeugung anderer: der Nachfrager, die sich von dem neuen Produkt – es muss gar nicht einmal gleich eine Innovation sein – so überzeugen lassen, dass sie es kaufen. Die erfolgreiche Transaktion ist in der Ökonomie der einzige Geltungsnachweis. Erst durch diese transaktionale Rezeption und Geltung wissen wir, dass wir etwas wissen bzw. dass die Investition erfolgreich und profitabel war.

Die ganze Zeit über bleibt der Investor ungewiss, ob sich sein Projekt rentieren wird. In seiner Vorstellung ist er aber hochgewiss oder zumindest zuversichtlich; andernfalls hätte er gar nicht zu investieren gewagt. Aber diese Gewissheit beruht nicht auf einem Wissen, sondern auf Erwartungen und Hoffnungen. Erwartungen sind Einschätzungen, irgendwie den künftigen Markt und die Verkaufbarkeit des Produktes zu kennen. Fragt man die Investoren, sind sie sich „sicher, dass es klappt“. Sie brauchen diese Form der Gewissheit, um handlungs- und entscheidungsfähig zu werden. Sie selber erklären es damit, „dass sie den Markt kennen“, was aber wiederum nur eine subjektive Einschätzung ist, eine Art Intuition, aber kein Kennen oder Wissen. Das, was sie kennen, sind ihre Erfahrungen, die aber notorisch aus vergangenen Märkten stammen. Da sie sich mit jeder Investition auf etwas Neues einlassen (neue Produkte, neue Märkte oder neue Marktsituationen), begeben sie sich in einen Zustand, der systematisch erfahrungslos ist. Ihr Rekurs auf ihre Erfahrungen aber gewährleistet ihnen subjektiv, handlungsmächtig zu bleiben, indem sie sich auf etwas stützen, was wie ein Wissen aussieht, auch wenn sie wissen könnten,

dass das nur bedingt gilt. Ihre Gewissheit ist ein riskantes Wissen, das heißt: von der Form einer ungewissen Gewissheit.

Das Nichtwissen um die neuen Marktbedingungen wird zum einen notorisch ausgeblendet (hier hat die englische Sprache das schöne Wort *ignorance* für Nichtwissen), zum anderen durch Simulation von Wissen ersetzt, indem man die Wahrscheinlichkeit des künftigen Investitionserfolges einschätzt. Die Ökonomik berechnet die Chancen, und gibt dem Akteur somit eine gewisse Gewissheit, die, genauer betrachtet, eine ungewisse Gewissheit ist: Sie reduziert die Ungewissheit auf ein Risikokalkül. Ein Kalkül einzusetzen stützt die grundsätzliche Überzeugung, das Richtige zu tun. Es hat die Form einer Bestimmtheit des Eintritts, da es als Zahl daherkommt. Die angenommene Wahrscheinlichkeit – sie ist in diesen Fällen grundsätzlich subjektiv ermittelt – erweitert das Handlungsbewusstsein als starkes, zusätzliches Argument zur anfänglichen Überzeugung. Sie bestätigt gleichsam die Überzeugung, überzeugt aber auch beispielsweise den Bankier, der im *business plan* Zahlen vorfindet. Zahlen sind in der modernen ökonomischen Semantik *prima facie* überzeugende Argumente (wenn auch jeder weiß, dass das, was geplant ist, nur fiktiv sein kann. Ein *business plan* ist nur der Nachweis, dass der Unternehmer eine gewisse Kohärenz seiner Investitionsidee beweisen kann: ein rhetorischer Plan).

Die Überraschung, sich plötzlich in einer neuen Situation wiederzufinden, auf die die Investitionsidee (sie hat ja selber schon ein kleines Alter) nicht mehr passt, kann jederzeit eintreten. In ihr gelten die alten Markterfahrungen nicht; das Wissen erweist sich als unbrauchbar. Das geschieht gerade exzellenten Kennern der Märkte, weil sie sich so gewiss sind zu wissen, was sie tun, dass ihr *frame* sie die Umbrüche nicht sehen lässt. Sich auf sich selber zu verlassen, weil man sich für erfahren hält, und nicht andere zu beobachten, um neue Erfahrungen zu machen, die den eigenen produktiv widersprechen, ist riskant. In dem Moment, in dem man sich auf (scheinbar) sicheres Wissen verlässt, beginnt man, den Prozess zu unterschätzen, in dem man sich befindet: die möglichen neuen Konstellationen.





Man beruft sich oft auf die Häufigkeit alter Erfolge. Doch sind auch diese Häufigkeitserfahrungen der Investoren nicht ausreichend für die Erklärung des Wagnisses. Das unternehmerische Moment bestimmt den Prozess noch auf andere Weise. In der investorischen Idee birgt sich eine Vorstellung von etwas Nützlichem, etwas neuem Brauchbarem oder nur Attraktivem, von dem andere dann, wenn es im Angebot sein wird, ebenso überzeugt sind wie der Investor bereits im Moment seiner Idee. Dass man auch einen Profit erwartet, ist nicht das dominante Ziel, weil darin die Überzeugung, die den ganzen Investitionsprozess trägt, nicht vorkommt. Niemand wird ein Produkt kaufen, damit der Investor Profit macht. Das heißt, dass in der investorischen Idee zugleich eine Überzeugung anwächst, die nicht nur den Investor einnimmt, sondern er kann sich vor allem vorstellen (vermuten), dass andere ebenso davon eingenommen werden werden (*economics of guess*). Es ist ein Wissen um etwas, was andere einnimmt und ganze Marktpopulationen erfassen kann, Teile der Gesellschaft. Dem Investor stellt es sich als ein öffentliches Gut dar, das jeden informiert, das jeder wahrnimmt und – hoffentlich – daran teilhaben will. Erst durch den Kauf wird es privatisiert. Die ganze werbliche Kommunikation beruht auf diesem primären *Public-Good*-Charakter der innovativen Investition. Wird das Produkt zur Marke, ist der Preis nicht vordringlich der Preis des Gutes, sondern der Eintrittspreis in eine Sonderform des öffentlichen Gutes: eines Club-Gutes, an dem die Käufer teilhaben wollen, nicht nur durch den bloßen Konsum, sondern durch die Spiegelung in der Marke und die durch sie lancierte Vernetzung mit allen anderen Käufern, die sich als eine *community* betrachten oder wähen – ein Hybrid aus *private value* und *social value*.

Vordergründig reden wir natürlich von einer investorischen Kalkulation, die auf einen *return on investment* zielt, aber zugleich auf einer gänzlich anderen Basis beruht: die Gesellschaft von etwas zu überzeugen, was ihr so bekommt, dass sie es kauft. Sie beruht auf einer *economics of persuasion*. Der Kauf, die Transaktion, ist in dieser ökonomischen Rhetorik die verbindlichste Form der Überzeugung: kein bloßes Versprechen, überzeugt zu sein, sondern die tatsächliche Zusage, die sich allerdings ökonomisch erst bewährt, wenn mehrfach nachgekauft wird. Der Investor realisiert nicht schlicht eine Möglichkeit, wie es im ökonomischen Kalkül gedacht wird, sondern er kreiert Bedürfnisse, die die Nachfrager bis dato weder hatten noch kannten, die aber in dem Moment, in dem das Angebot auf dem Markt erscheint, eine solche Evidenz haben, als ob man immer schon danach beehrte. Natürlich hilft dabei entscheidend eine Form der Kommunikation, die die ausgeprägteste Rhetorik in den Märkten darstellt: die Werbung. Aber sie ist nicht die einzige Kommunikation, die die Bedeutung beziehungsweise die soziale Relevanz festlegt, die sich erst hernach in Nachfrage äußert. In den Netzwerken der Gesellschaft werden die Dinge erörtert: in den Familien, den Bekanntschaften, den Freundeskreisen, in den Vereinen, Kollegenschaften, Szenen etc. Werbung ist keine Information, die blind wirksam wird, sondern erst, wenn sie in den Netzwerken positiv rückgekoppelt wird. Sie initiiert nur die Resonanz, auf die es schließlich ankommt, um Transaktionen zu erwirken. Dass die Werbung Geschichten erzählt, zählt erst, wenn sie gesellschaftliche bzw. Netzwerkresonanz erfahren. Erst wenn die Gesellschaft – und nicht das Unternehmen bzw. seine Werbung – diese Produkt-Stories nacherzählt, werden sie marktträchtig (ein mimetisches Resonanz-Moment). Wir können die Märkte nicht von der gesellschaftlichen Kommunikation abgekoppelt betrachten, wie es die Ökonomie gewöhnlich tut. Und der Preis ist dann nur ein Argument (unter anderen).

INVEST

➔ WISSEN UND NICHTWISSEN DER INVESTOREN. EINE SKIZZE ZU EINER *ECONOMICS OF PERSUASION*

07

Der Investor realisiert seine Idee, mit aller Macht, hoher Energie und Motivation, indem er in den *mental state* der potentiellen Nachfrager eingreift: Er verändert ihren Horizont, ihre Präferenzen, ihre Begehrlichkeiten. Er überzeugt sie, die Welt in einem (kleinen) Maße anders zu sehen als zuvor. Das Wissen, das er in seiner Idee entfaltet, ist kein Wissen darüber, was die Menschen wollen, sondern ein – rhetorisches – Wissen, sie überzeugen zu können, das heißt sie wissen zu lassen, was sie dann meinen, tatsächlich zu wissen (und zu wollen). Wir haben es mit einer Form der Rhetorik zu tun, die klassisch in die Politik gehört. Es ist, rhetorisch, ein Machtspiel (Überzeugung der Mehrheit, im Wettbewerb mit anderen). Die Zukunft, die der Investition den Profit bringen soll, ist kein Warten auf den Ereigniseintritt, sondern die Kreation dieses Ereignisses durch die Erzeugung von Erwartbarkeit, das heißt ein Versprechen den potentiellen Kunden gegenüber (*economics of promise*). Der Investor oder Innovator produziert Erwartungen, die sich in seinen Produkten möglicherweise erfüllen.

Deshalb ist die ökonomische Beschreibung misslungen, den Investor selber als den Ereigniserwartenden zu beschreiben. Er macht das Ereignis. Dass er darin scheitern kann, gehört genauso zum Spiel wie der Gewinn. Es geht hier aber nicht um Wetten und Chancen (wie in den Finanzmärkten), sondern um energisches Handeln, eine Form expressiver Rationalität, die ein neues Wissen durch die Kohärenz der Rhetorik des Produktes mit den gebildeten Erwartungen der Rezipienten/Kunden generiert. Erst wenn die anderen kaufen und der Gewinn sich realisiert, weiß man, was geschah. Vorher war es „politische“ (kommunikativ-öffentliche) Rhetorik, das heißt „niederringende Rede“ (Protagoras) im Wettbewerb mit anderen Anbietern, um bei der antiken Metapher anzuknüpfen.

Der Investor glaubt nicht an das System, sondern stört es, bricht in seine Mechanismen ein, indem er den *mental state* ändert: den *belief* der Akteure der Märkte.

Das Nichtwissen, in das hinein er seine Ideen wagt, ist kein opakes Gelände, das auszuleuchten oder aufzuklären sei, bevor man Entscheidungen fällt. Der ökonomische Prozess läuft anders: Es ist, als ökonomisches Tun, eine politische Rhetorik des *change of belief*, was relevant sei an Alternativen, die die Nachfrager ständig auszuwählen haben, weil die hypermodernen Märkte eine mannigfaltige und dynamische Angebotsdifferenzierung bieten. Es geht den Investoren nicht darum zu wissen, was die Leute wollen (das kann niemand wissen, weil vor allem die Leute selber nicht wissen, was sie wollen und wollen können), sondern um pragmatische Variationen des Angebotes, gepaart mit einer überzeugenden Rhetorik, die nicht nur auf Werbung beruht, sondern auf der Evidenz der Produkte selber. Die Firma Apple beispielsweise schaffte es, ihren iPod oder ihr Tablet (iPad), das andere vorher schon längst anboten, in eine Lifestyle-Ästhetik zu packen, die mehr war als nur ein brauchbares Gerät. Dies wiederum erzeugte das überzeugende Momentum. Der Investor ist, wie der potentielle Kunde, ein *animal poeta*, und die Ökonomie eine *economics of persuasion*. [Birger P. Priddat](#) ◀



Birger P. Priddat hat den Lehrstuhl für Politische Ökonomie an der Universität Witten/Herdecke inne. Auf Einladung des Exzellenzclusters forschte er im akademischen Jahr 2011/2012 am Kulturwissenschaftlichen Kolleg Konstanz. Sein Projekt „Nichtwissensökonomie. Ökonomie unter Bedingungen von Wissen, Vermutungen und Nichtwissen“ war Teil des thematischen Schwerpunkts „Nichtwissen“.



PREKÄRE ÖKONOMIEN

ÜBERSCHULDUNG, AUSBLEIBENDE ZINSZAHLUNGEN, VERWAHRLOSTE HÄUSER

09

Die modernen Gesellschaftswissenschaften haben das Mittelalter kontrastiv zu ihrer eigenen Lebenswelt als eine Zeit verklärt, in der die Menschen in eine Vielzahl von Gemeinschaften eingebunden gewesen seien, die im Verlauf des Modernisierungsprozesses ihre Kohäsionskraft eingebüßt hätten. Den Kitt, der die mittelalterlichen Gemeinschaften zusammenhielt, glaubten die einen in der Religion, die anderen in der Genossenschaft zu erkennen. Narrative nahmen Gestalt an, die ihre überwältigende, bis heute anhaltende Suggestionskraft allein dem Faktum verdanken, dass sie sich von Kontrasten nähren. Das Geld, für viele Vertreter der modernen Gesellschaftswissenschaften der Motor der Zersetzung schlechthin, fand und findet in diesen Meistererzählungen bis heute keinen Platz. Beachtung schenkte die Wissenschaft allenfalls dem Wucherverbot oder dem Kaufmann, der als Prototyp des modernen Menschen in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts besonders weit über seine Zeitgenossen hinausragte. Das aber sind eigentümliche Verkürzungen, die es dringend zu revidieren gilt.

Spätestens als sich die Städte als Kultur- und Wirtschaftskraft an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert zurückmeldeten, war das Geld, so knapp es auch immer gewesen sein mochte, allgegenwärtig und der Umgang mit ihm längst nicht mehr auf die exklusive Gruppe der Kaufleute begrenzt. Seine notorische Knappheit führte indessen dazu, dass sich in ganz Europa eine Ökonomie entfaltete, die auf vielfältigen Kreditformen basierte, von denen ausnahmslos alle Gebrauch machten. Schon im 13. Jahrhundert ist die Zahl der Schriftzeugnisse beeindruckend, deren oberstes Ziel es war, das Kreditwesen in geregelte Bahnen zu lenken. Ihre Zahl vervielfachte sich in der Folgezeit, zugleich erhöhte sich die Diversität und Komplexität der Schriftzeugnisse. Die Vielzahl der Schriftzeugnisse, die das Kreditwesen stützten und lenkten, deutet darauf hin, dass das Vertrauen – der etymologische Kern des Kredits – (so es dies je tat) schon lange nicht mehr ausreichte, Kredite zu sichern. Einiges spricht sogar dafür, dass die moderne Verwaltung ursprünglich aus dem Bedürfnis heraus entstanden war, ein tragfähiges, schriftbasiertes System zu entwickeln, um das in Stadt und Land alles beherrschende Kreditwesen zu kontrollieren.

Kredit und Schulden scheinen auf Anhieb zwei Seiten ein und derselben Medaille zu sein. Das aber wäre eine unlau-tere Verkürzung, denn hinter dem Kredit oder den Schulden verbergen sich meist, wenngleich nicht ausschließlich, unterschiedliche Akteure. Daraus wiederum ergibt sich der Befund, dass die Geschichte des Kreditwesens nur wenig Berührungspunkte mit der Geschichte der Schulden aufweist, über die wir, was die mittelalterlichen Gesellschaften anbelangt, aus den eingangs skizzierten Gründen bis heute wenig Konkretes wissen. Mit dieser weitgehend ungeschriebenen Geschichte der Schulden befasst sich mein neues Forschungsprojekt, dem ich den Titel „Prekäre Ökonomien“ verliehen habe. Nicht von Wirtschaftskonjunkturen soll das Projekt handeln, sondern von schichtenübergreifenden Geschäftspraktiken, die fest in der Kultur der Zeit verankert sind. Dass es mir nicht allein um ökonomische Praktiken geht, sondern auch um Geschichtsbilder, sollten meine einleitenden Bemerkungen deutlich gemacht haben. Im Folgenden seien kurz die ersten Ergebnisse zusammengefasst, die Einblick in meine Vorgehensweise gewähren.

► Unsichere Sicherheiten

Seit dem 13. Jahrhundert verbreitete sich in nahezu allen Gesellschaftsgruppen die Gewohnheit, mangels Bargeld für die verschiedensten Zwecke bald größere, bald kleinere Kredite aufzunehmen oder anschreiben zu lassen. Die Sicherung der Kredite stellte die Städte dies- und jenseits der Alpen zunächst vor kaum zu bewältigende Ordnungsprobleme. Denn es ging nicht allein darum, die Gläubiger zu schützen, sondern auch darum, den Stadtfrieden zu wahren. Mittels Verschriftlichung versuchten Handelsstädte wie Hamburg, Lübeck oder Riga die Geldgeschäfte früh in geregelte Bahnen zu lenken. So füllten sich ihre Stadtbücher schon im 13. Jahrhundert mit Aberhunderten von Schuldbekennnissen. Die unzähligen, in den Achtbüchern der Zeit verzeichneten Verbannungsurteile infolge Zahlungsunfähigkeit oder -unwilligkeit legen jedoch den Schluss nahe, dass diese Form der schriftlichen Selbstverpflichtung (also das Schuldbekennnis) nicht ausreichte, die Gläubiger zu schützen. Eine Lösung war aber nicht in Sicht. Noch im 14. Jahrhundert blieb der Stadtverweis vielerorts



► PREKÄRE ÖKONOMIEN

ÜBERSCHULDUNG, AUSBLEIBENDE ZINSZAHLUNGEN, VERWAHRLOSTE HÄUSER

das einzige Sanktionsmittel, säumige Schuldner zu disziplinieren. Doch nutzen immer mehr Betroffene die ursprünglich als Strafe konzipierte Verbannung als Möglichkeit, die Rückzahlung ihrer Ausstände einfach um ein Weiteres hinauszuschieben. Als Sanktionsmittel taugte der Stadtverweis also immer weniger. Er behauptete sich zwar noch in der Folgezeit, doch verbannten die Gerichte im 15. Jahrhundert nur noch diejenigen Schuldner, bei denen nichts zu pfänden war. Bei allen anderen griffen die Städte im Interesse der Gläubiger auf Sachgüter zurück, zunächst auf Immobilien, später immer häufiger auf die bewegliche Habe.

► Schulden verwalten

Das neue Verfahren brachte neue Gerichtsbücher hervor. Immer mehr Städte versuchten im 15. Jahrhundert, den langen mehrstufigen Weg, der von der Kreditaufnahme über die Pfändung bis zur Zwangsvollstreckung führte, so umfassend wie nur möglich zu dokumentieren. Jede Stadt setzte jedoch eigene Akzente: So benutzte das Augsburger Stadtgericht noch im späten 15. Jahrhundert für die verschiedenen Vorgänge ein und dasselbe Gerichtsbuch, während Nördlingen schon sehr früh Pfandbücher (1390-1491) anlegte und diese gegen Ende des 15. Jahrhunderts um ein Pfandverkaufsbuch (1496-1512) erweiterte. Mit Abstand am weitesten fortgeschritten präsentiert sich die Ausdifferenzierung der Gerichtsbücher jedoch in Basel: Seit 1407 verzeichnete das Gericht von Amts wegen in Serie die Güter flüchtiger oder erblos verstorbener Personen, später auf Betreiben der Gläubiger immer häufiger auch den Besitz von Personen, die in die Insolvenz geraten waren. 1425 legte dasselbe Gericht für die Schuldbekanntnisse („Confessate“ bzw. „Vergichte“ genannt) eine neue Buchreihe an, ergänzt um die ‚Verbotsbücher‘, in denen es bei drohender Insolvenz oder Dingflucht die Sacharreste registrierte. Verzeichnet wurden darin nicht nur die Namen der Gläubiger, sondern auch die Orte bzw. Personen, in deren Obhut sich die beschlagnahmten Güter befanden und die für deren Sicherheit einzustehen hatten. Hinzu kamen um die Mitte des Jahrhunderts Verrechnungsbücher (1452-1878), in denen die bei der Zwangsversteigerung erzielten Einnahmen eingetragen wurden. In den Lei-

stungsbüchern schließlich wurden wie ehemals die Namen aller derer festgehalten, die verbannt worden waren, weil es bei ihnen nichts zu pfänden gab.

Das Hauptproblem im Schuldenwesen mittelalterlicher Städte waren von Anfang an das riesige Ausmaß der Verschuldung sowie die in allen Gesellschaftsgruppen zu beobachtende ausnehmend schlechte Zahlungsmoral. Die ebenso gigantischen Dimensionen der Überlieferung – mehrere hundert Einträge pro Jahr und pro Buch – dürften schließlich auch der Grund sein, weshalb die Historiker bislang weder Vergichts- noch Verbotsbücher systematisch ausgewertet haben – die beiden Säulen meines Untersuchungsprojektes.

► Prekäre Gestalten

Nimmt man das Basler Schuldenwesen als Modell, scheinen die südwestdeutschen Städte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einen radikalen Wandel durchlebt zu haben. Von Gemeinwesen, die weitgehend durch Verwandtschaft, Nachbarschaft und Zunftzugehörigkeit – auch auf der Ebene der Kreditvergabe – zusammengehalten wurden, entwickelten sie sich schrittweise zu Sozialgebilden, in denen sich der Graben zwischen Arm und Reich bzw. zwischen Zentrum und Peripherie zusehends vergrößerte. Immer ausschließlicher füllten sich die Gerichtsbücher mit prekären Gestalten, die in die Schuldenfalle geraten waren, weil sie Schulden mit Schulden zu begleichen versuchten. Noch markanter sind die Veränderungen auf dem „Liegenschaftsmarkt“, wo die steigende Zahl der auf eine einzelne Immobilie aufgenommenen Hypotheken den Besitzern immer häufiger zum Verhängnis wurde. Das heißt, immer mehr kleine Leute waren nicht mehr in der Lage, die auf ihren Häusern liegenden Zinsen zu bezahlen und die Liegenschaften in Stand zu halten. Das Stadtbild änderte sich sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinn, nicht nur in der Peripherie, sondern auch im Zentrum.

Eine dieser vielen glücklosen Gestalten, die in den letzten drei Dezennien des 15. Jahrhunderts in die Insolvenz gerieten, war der Säckler Jos Lindenmeiger.

1470 noch hatte er hundert Gulden versteuert. Drei Jahre später war er insolvent. Seine Schulden hatten, wie der Eintrag im Verbotsbuch zeigt, das Ersparte vollständig aufgezehrt:

Lindenmeigers güt

Hans Byrin hatt verboten hinder Eiß Lindenmeigerin irs mans güt für xxxv lib.¹ Totum. Ludwig Zscheckapúrlin dasselb güt für v lib xij β. Totum. Hanns Holl von Bern für iij g minus j ort. Hans Münczer für v lib iij β. Die Tannhúserin für [der Betrag fehlt]. Hans Stehelin für xviii β. Die Wytolffin für viij β. Henßlin Blorer für j lib. Die Brúnlerin für ij lib v β. Caspar O^schenbach für j lib. Ennelin von Louffen für ij g. Elsin Sußherrin für xxx β. Hannß Malterer xiiij β. Hans zem Busch v lib ij β. Crista von Busch vj lib. Die Altenbachin iij lib xvj β. Steffa Stein iij lib. <Diebolt zer Stralen von wegen Thoma Volmers von Straßburg für xvij g.> Steffa Beham für xvi lib vff rechnung. Matyß von Metz für iij g vij β iij d hatt Joachym gwalt geben. Haßman, der wyßgerwer, xvj β viij d. Jtem Thoma Folmer von Strasburg x g, aber sy vnd Tanhuserin xxx g. Hannß Muner, der jung, dz selb güt für xiiij g x β. Ludwig Smitt hatt verboten hinder Stro^ewlin, was von Eiß Lindenmeigerin hinder in komen vnd Agneß Ospernellin zúgeh^erig.²

Lindenmeigers Schulden bewegen sich mehrheitlich zwischen einem Pfund und zehn Gulden. Fast alle seine Gläubiger kamen aus demselben Kirchspiel (St. Leonhard), in dem auch er lebte.³ Nachbarschaftliches Nebeneinander scheint die Bereitschaft erhöht zu haben, ihm über die Jahre hinweg Geld zu leihen, bis zu dem Zeitpunkt, als dieselbe Nachbarschaft erstmals den Verdacht schöpfte, Lindenmeiger sei zahlungsunfähig – ein Verdacht, der, wie wir gesehen haben, durchaus berechtigt war. Kurz darauf starb Lindenmeiger. Zurück ließ er eine völlig mittellose Witwe, die bald ganz aus den Steuerbüchern der Stadt Basel verschwindet. [Gabriela Signori](#) ◀



¹ Die Formulierung „hinter“ besagt im Kontext der Verbote, wem die beschlagnahmten Güter in Obhut gegeben worden waren (Sacharrest). Frauen waren, wie Lindenmeigers Gläubigerliste zeigt, im Geldgeschäft genauso aktiv wie Männer.

² Staatsarchiv Basel-Stadt, Gerichtsarchiv E = Frönungen und Verbote, Bd. 5, S. 249 (6. Mai 1473).

³ Steuerbuch St. Leonhard: Hans Birin, Hans Münzer, die Tannhuserin, Hans Stehelin, Häsli Blorer, die Brünlerin, Hans Malterer, Christa von Busch, die Altenbach und Stefan Beham.



Gabriela Signori ist Professorin für mittelalterliche Geschichte an der Universität Konstanz. Im akademischen Jahr 2012/13 forscht sie am Kulturwissenschaftlichen Kolleg über „Prekäre Ökonomien: Kredite, Hypotheken und Renten als Säulen der privaten Wirtschaftsführung (13.–15. Jh.)“. Jüngst hat sie zusammen mit Marc Müntz *Das Geschäftsbuch des Konstanzer Goldschmiedes Steffan Maignow* (Ostfildern 2012) herausgegeben.



URBAN

ATMOSPHERISCHE ERZÄHLTIEFE

ZUR KULTURSOZIOLOGISCHEN RELEVANZ DER WIEDERAUFWERTUNG VON URBANEN RUINEN

Es riecht muffig in der alten Rotunde des ehemaligen Elektrizitäts-Werkes in der Wilhelmstraße, Berlin-Mitte. Ein moderner Lift führt in die ehemalige Schaltzentrale, wo ein grünbraunes verrostetes Stahlmonstrum mit alten Schaltern und Hebeln die Besucher begrüßt. Überall verrostete Löcher und Staubnester. Willkommen in der Vergangenheit: 1886 wurde das E-Werk in Betrieb genommen. Das Berlin der Jahrhundertwende versorgte es mit Strom. 1945 zerstörten alliierte Streitkräfte die Anlage, die unter anderem zwei große Abspannhallen umfasste. Nach Ende des zweiten Weltkriegs wurde das E-Werk dem Sowjetischen Sektor Ost-Berlins einverleibt. Während die verfallende Industrieanlage in direkter Nachbarschaft zur späteren Berliner Mauer zu DDR-Zeiten leer stand und zu einer urbanen Ruine wurde, erfreute sie sich nach der Wende großer Beliebtheit in den Subkulturen der Stadt: Die ehemalige Halle C wurde zwischen 1993 und 1997 als improvisiert genutzter Techno-Club weltweit bekannt. 2000 schlossen sich die ehemaligen Betreiber des Clubs mit Investoren zusammen, um ein neues Nutzungskonzept zu entwickeln. Unter Leitung eines Architekturbüros und des Berliner Denkmalschutzes baute ein Technologieunternehmen in dem Erweiterungsbau der ehemaligen Abspannhalle F seinen Berliner Standort auf. Als ‚historische Locations‘ erleben Halle C und Halle F, die alte Schaltzentrale und der Innenhof zudem eine neue Blüte. Unternehmen mieten sie gerne für Präsentationen vor Kunden, für Konferenzen, Mitarbeiter-Feste oder andere Abendveranstaltungen. Die morbiden Industriehallen, die verrosteten Stahlstrukturen der Schaltzentrale üben auf die postindustrielle Gesellschaft einen besonderen Charme aus. In den Worten des inzwischen langjährigen Betreibers der E-Werk-Hallen sind sie auf Augenhöhe mit ihren Nutzern zu sehen: „Sie haben einen eigenen Charakter. Das kann man schon so sagen. Und eine eigene Persönlichkeit. Na, sie sind natürlich keine Personen, aber schon eine sehr starke, individuelle Ausprägung einer Ästhetik.“

Die Wiederaufwertung von innenstadtnahen Vierteln ist Alltag im Nachwende-Berlin. Die Feuilletons diskutieren in regelmäßigen Abständen die Gentrifizierung der Stadt. Gemeint ist damit die Entdeckung und Umstrukturierung einzelner Gebäude oder ganzer Stadtviertel mit Hilfe von

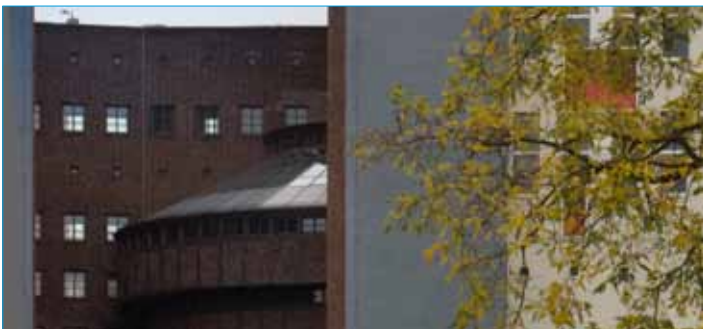
post-industriellen stadtplanerischen Konzepten und neuen Investoren. Als urbane Ruinen zählen dabei sämtliche im Laufe der Zeit entwertete Bauwerke unterschiedlichen Typus und Stils: von Mietskasernen des Wilhelminismus über moderne Industrieanlagen bis hin zu Hochhäusern und Plattensiedlungen der Nachkriegszeit. Für die Analyse dieser Wiederaufwertung von innerstädtischen Bezirken haben sich im angelsächsischen Sprachraum die marxistisch orientierten Gentrifizierungsstudien etabliert. In Städten wie London und Manchester in Großbritannien oder Detroit in den USA wird vor allem die Reproduktion von sozialer Ungleichheit in den Blick genommen. Analysen der zahlreichen Zwischennutzungen leerstehender Gebäude in einer Stadt wie Berlin fokussierten bislang auf Lebensstile der Subkulturen. Von diesem Ausgangspunkt erforschen sie Verdrängungsprozesse von Künstlern, Aktivisten und Arbeitern aus ihrer gewohnten Umgebung bei oft steigenden Mieten und fragen nach der politisch-ökonomischen Dynamik von Investoreninteressen, Stadtplanern und Akteuren der kulturellen Ökonomie in einer als kreativ bezeichneten Stadt wie Berlin.

In meiner Forschung schlage ich eine kultursoziologische Perspektive vor, die unsere alltäglichen Interaktionen mit diesen urbanen Objekten verstehen und sichtbar machen möchte. Warum ist der morbide Charme dieser urbanen Ruinen solch ein Faszinosum geworden und wie werden die Nutzer durch den eigenen Charakter der entwerteten Bauwerke angesprochen und stimuliert? „Wir würden es [die Umnutzung und Vermietung der ehemaligen Abspannhallen] nicht machen, wenn sie keine Atmosphäre hätten“, so der Betreiber von Halle C und F im E-Werk weiter. Für meine Forschung war daher die Frage leitend, wie sich durch die Wiederaufwertung eine ansprechende Atmosphäre kulturell formiert und was diese definiert. Gibt es einen strukturellen Grund für die immer wiederkehrende Ästhetisierung von Objekten wie dem E-Werk? Warum eignen sie sich für eine Wiederaufwertung? Interessant dabei ist auch, wie sich der momentane Enthusiasmus für die Wiederaufwertung von urbanen Ruinen im 20. Jahrhundert formiert hat. Wie wird das Konzept der Moderne und der modernen Stadt dadurch neu bewertet?





Meine Forschung, die ich zunächst in London und später schwerpunktmäßig in Berlin durchgeführt habe, basiert auf Interviews und ethnographischen Studien. Ich wurde mit aktivistischen und künstlerischen Praktiken der Hausbesetzung konfrontiert, erlebte die Club- und Kunstkultur in der populären Zwischennutzungsphase des ehemaligen Palastes der Republik auf dem Schlossplatz in Berlin-Mitte kurz vor seinem Abriss. Darüber hinaus rekonstruierte ich mit Architekten, Investoren und Denkmalpflegern den Umbau des E-Werks in der Wilhelmstraße und des brachliegenden ehemaligen DDR-Diplomatenrestaurants Café Moskau in der Karl-Marx-Allee und begleitete die Betreiber dieser Gebäude bei ihrem täglichen Vermietungsgeschäft mit Firmenkunden.



Dass diese urbanen Ruinen für die Nutzer einen Reiz haben, den andere intakte Gebäude, Texte und Bilder in der Stadt nicht aufweisen, wurde in meiner Forschung sehr schnell klar. Ruinen sind nicht bloße Funktionsträger, wie die Architekten der Moderne, wie beispielsweise Le Corbusier oder die Bauhaus-Schüler, dachten. Sie sind auch nicht wie ein Text oder ein Bild zu ‚lesen‘, wie man noch im Zuge der Postmoderne in den 1980er Jahren unter Architekturkritikern vermutete. Im Gegenteil, die kuratorischen Experten für die urbanen Ruinen, die ich traf, werden auf empathische Art und Weise von den sinnlichen Möglichkeiten angezogen, die sie andernorts nicht finden können. Der Betreiber der ehemaligen Abspannhallen im E-Werk drückt das so aus: „Dieses Ruinöse oder dieses Angefressene oder Angegammelte zeugt von Leben, zeugt von Menschlichkeit auch. Und das macht so ein bisschen erfahrbar, was da passiert ist in so einem Raum. [...] Ja, das spürt man dann halt einfach.“

Die Nutzer entwickeln eine kulturelle Expertise für den Umgang mit den ehemaligen Abspannhallen und der muffig riechenden Schalteranlage, indem sie die in Fragmenten präsente Vergangenheit der einstigen Gebäude im ästhetischen Spiel entdecken und fixieren. Dabei geht es nicht darum, der Vergangenheit zu huldigen oder diese mittels eines wissenschaftlichen Studiums akkurat zu erfassen. Vielmehr soll sie in der Gegenwart durch ihre Andersartigkeit anschaulich werden und immer wieder neue Wahrnehmungen stimulieren. Einer der Architekten, der mit dem Umbau des E-Werks und des Café Moskau beauftragt war, fasst das so zusammen: „Also uns geht das so, dass wir das interessant finden, wenn man das Gefühl hat, da ist noch eine Geschichte dahinter.“ Atmosphärisch interessant sind deshalb die verschiedenen materiellen und immateriellen Elemente des einstigen Gebäudes. Die Expertise für die Vergangenheit achtet dabei genau auf das Detail, wie der Architekt in einem Interview erklärt: „Im E-Werk gibt es Zeitschichten, die einfach aus ganz unterschiedlichen Hintergründen kommen – sei es die Technikgeschichte, sei es die Technogeschichte, sei es die Zwischennutzung, sei es die Überformung, seien es Schäden im Krieg [...] Ja, also da werden so Spuren gelegt in so ganz unterschiedliche Referenzwelten.“ Für ihn steckt also nicht nur die Industriekultur in dem Gebäude. Die kulturelle Wiederaufwertung dieser urbanen Objekte folgt damit einem palimpsestartig organisierten Bild von Stadt: Das Entdecken und Fixieren dieser unvollständigen Spuren ermöglicht ein vielschichtiges Navigieren durch die Vergangenheit im ästhetischen Spiel von Wahrnehmung. Diese dreidimensionale „Erzähltiefe“ wie der Architekt betont, ist in der Tat in den Interaktionen mit anderen urbanen Gebäudestrukturen nicht zu finden.

Die einstige Abwertung der Gebäude wird somit ganz bewusst nicht vergessen, sondern zurück in die Gegenwart geholt. Dem Wiederaufwertungsprozess geht nicht nur die Entwertung voraus, vielmehr wird diese selbst zum empathischen Kriterium für gegenwärtige urbane Kulturproduktionen. Die Architekten, Künstler und Clubbetreiber wissen mit der Vergangenheit zu interagieren, so dass diese durch materielle und immaterielle Arrangements ihrer Fragmente immer wieder neu erzählt werden kann. Alle von mir unter-

➔ ATMOSPHÄRISCHE ERZÄHLTIEFE ZUR KULTURSOZIOLOGISCHEN RELEVANZ DER WIEDERAUFWERTUNG VON URBANEN RUINEN

suchten Gebäude repräsentierten einst Errungenschaften der Moderne und wurden im Laufe des 20. Jahrhunderts durch Prozesse der De-Industrialisierung, der Entwertung von Innenstadtstrukturen und dem Aufkommen von Suburbanisierung, politischen Umbrüchen aber auch der allgemeinen Kritik an modernistischen Konzepten des Bauens und Planens von Stadt ihres einstigen kulturellen Wertes beraubt. Viele Gebäude wie beispielsweise der Palast der Republik im Nachwende-Berlin wurden abgerissen, andere wie das E-Werk oder das Café Moskau im Osten der Stadt verfielen.

Bereits seit den 1970er Jahren zeigt sich jedoch eine neue Aufmerksamkeit für diese entwerteten Objekte. Diese geht mit der massiven Kritik an modernistischer Stadtplanung und Architekturpraxis einher, die ein weniger progressives Verständnis von dem Bauen und Zerstören von gebauter Kultur in der Stadt prägte und den behutsamen und ehrfürchtigen Umgang mit vorgefundenen Materialien forcierte. Wie die Wiederentdeckung des E-Werks sehr anschaulich zeigt, sind im Zuge dessen nicht nur die meist zeitlich begrenzten Wiederverwertungen von Leerstand gemeint, wie sie die Subkulturen der Hausbesetzer-Szene und mittlerweile etablierten Zwischennutzungen im Club- und Kunstbereich hervorgebracht haben. Diese subkulturellen Techniken haben auch Eingang in die beruflichen Anforderungen für Architekten gefunden. Das Themenfeld „Bauen im Bestand“ sensibilisiert für den Kulturwert von existierenden Strukturen. Die ehemaligen Clubbetreiber, die ihre Faszination für das E-Werk kommerzialisieren, wissen die teils widerspenstigen, teils pittoresken Strukturen der ehemaligen Abspannhallen und der Schaltwarte gezielt zu vermarkten und übersetzen somit ihre kulturelle Expertise in eine ökonomische. Wie das E-Werk zeigt, ist bei dem Vermietungsgeschäft die charakteristische Atmosphäre ausschlaggebend. Die dreidimensionale Erzähltiefe des Ortes entsteht dabei nur durch die einstige Entwertung des Gebäudes und die Jahre des Verfalls in ein vielschichtiges ruinenartiges Gebilde. Der kulturelle Wert, der durch ein ästhetisches Spiel mit wiederentdeckten Strukturen entsteht, ist somit durch das wechselseitig bedingte Verhältnis von Entwertung und Wiederentdeckung bedingt. Der Ökonom Michael Thompson hat in seinem Buch *Rubbish Theory* aus dem Jahr 1979 auf das

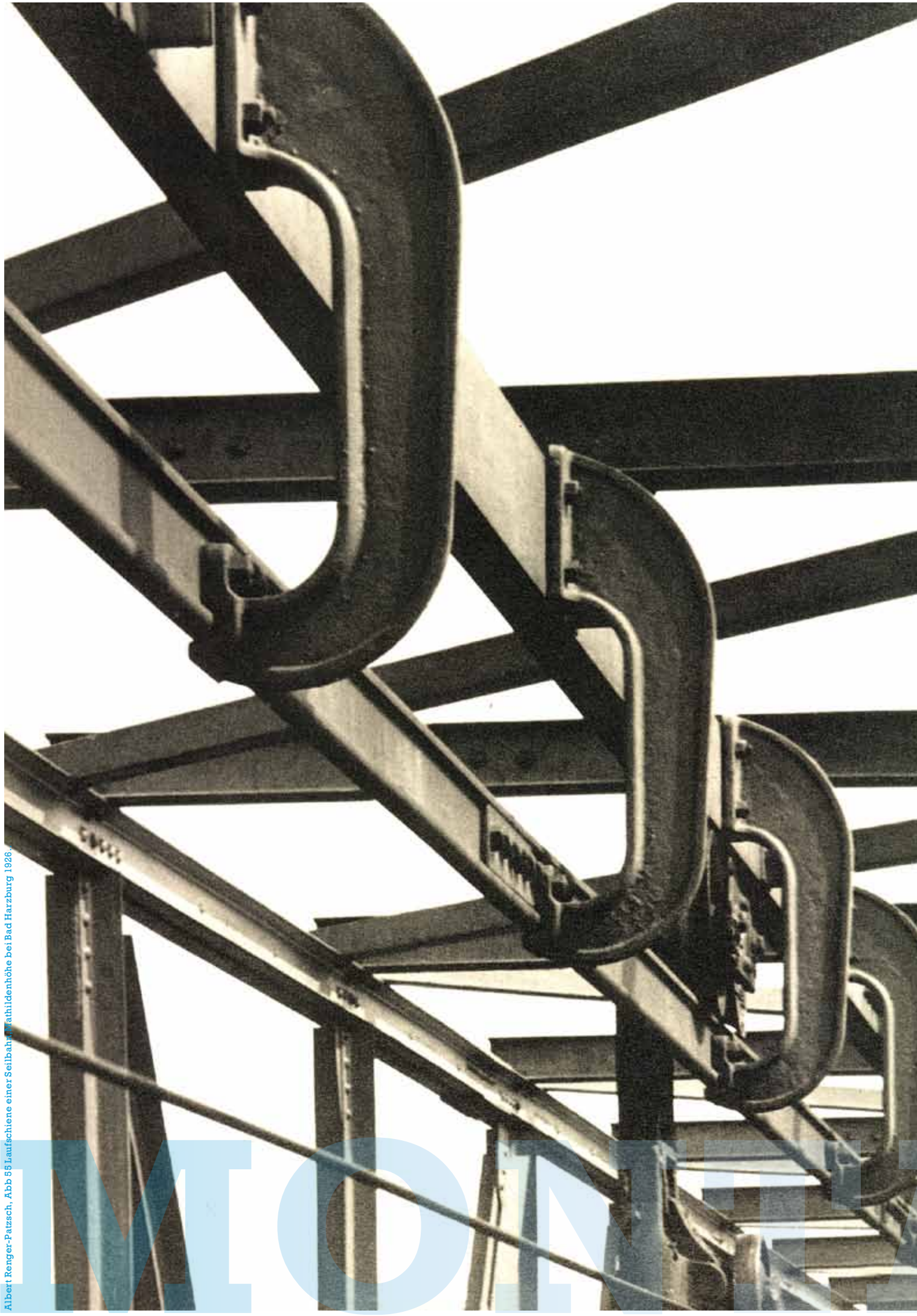
Recycling von Gebrauchsgegenständen hingewiesen, welches aus seiner Perspektive zahlreiche Konsum- und Kulturgüter der Spätmoderne kennzeichnet. Durch die Brille seines ökologischen Zirkels werden urbane Ruinen als ein kultureller Garant für das ‚Neue‘ und als eine der architektonischen Innovationen in der Stadt positioniert – eine, die nicht aus der Zukunft, sondern aus dem Recycling der Vergangenheit kommt.

Solch eine kulturtheoretische Perspektive bereichert die sozialwissenschaftlichen Gentrifizierungsstudien. Die politische-ökonomische Perspektive auf urbane Wiederentdeckungen wird dabei qualifiziert, da die Entwicklung des kulturellen Wertes von Leerstand und Verfall unausweichlich mit deren Erzähltiefe verknüpft ist. Durch die Analyse des ästhetischen Spiels mit entwerteten gebauten Strukturen kann somit der Ort von Kultur im stimulierenden Erleben von Stadt in sehr unterschiedlichen (auch nicht-ästhetischen) Zusammenhängen bestimmt werden. Nicht allein die rational-kognitiven Kapazitäten des Menschen sind für das Recycling ausschlaggebend. Vielmehr formt der sinnlich-ästhetische Zugang zu den stimulierenden Vielschichtigkeiten der Ruinen das Kulturelle im Wiederaufwertungsprozess. Die Wiederentdeckung von zuvor Entwertetem wird dadurch auch zu einer Bewährungsprobe des modernen Lebens und der modernistischen Organisation von Stadt. Denn, wie aus den eingangs zitierten Worten des ehemaligen Clubbetreibers zu lesen ist, bilden die Ruinen ihre eigene Persönlichkeit aus. Für ihn ist der Charakter des E-Werks nicht durch menschliche Kontrolle zu erhalten. Die Ruinen bringen vielmehr ihre eigenen Versionen der Vergangenheit ein, solche, die ihre Nutzer in empathischer Art und Weise an sich binden. **Hanna Katharina Göbel** ◀



Hanna Katharina Göbel ist Soziologin und forscht im Rahmen des Doktorandenkollegs „Zeitkulturen“ des Exzellenzclusters. Ihre Promotionsarbeit trägt den Titel *Practicing Urban Atmospheres. The Re-Use of Ruins in the Culturalized City* und wurde 2012 an der Universität Konstanz abgeschlossen.

Albert Renger-Patzsch, Abb. 55 Laufschiene einer Seilbahn, Kathildenhöhe bei Bad Harzburg 1926.



MITO

Dem Begriff „Montage“ ist eine eigentümliche Janusköpfigkeit zu eigen. Einerseits bezeichnet er vor allem eine Praxis der Avantgardekunst, wenn man etwa an Photomontagen und Collagen oder auch Filme denkt, andererseits aber eine manuelle oder industrielle Fertigungstechnik. Nun scheinen beide Bereiche miteinander wenig zu tun zu haben. Photomontagen der 1920er Jahre sind Bilder, in denen offenbar der Zufall und die ästhetische Freiheit regieren, während dies für technische Montagen eher zu vermeiden ist, will man die Haltbarkeit des Produkts oder Gebäudes gewährleisten. Auf der einen Seite explodieren Blickpunkte und Bildräume, auf der anderen werden normierte Elemente planmäßig kalkuliert zusammengefügt. Auf der einen Seite stehen also die Kunst und die Freiheit, auf der anderen die Technik und die Notwendigkeit.

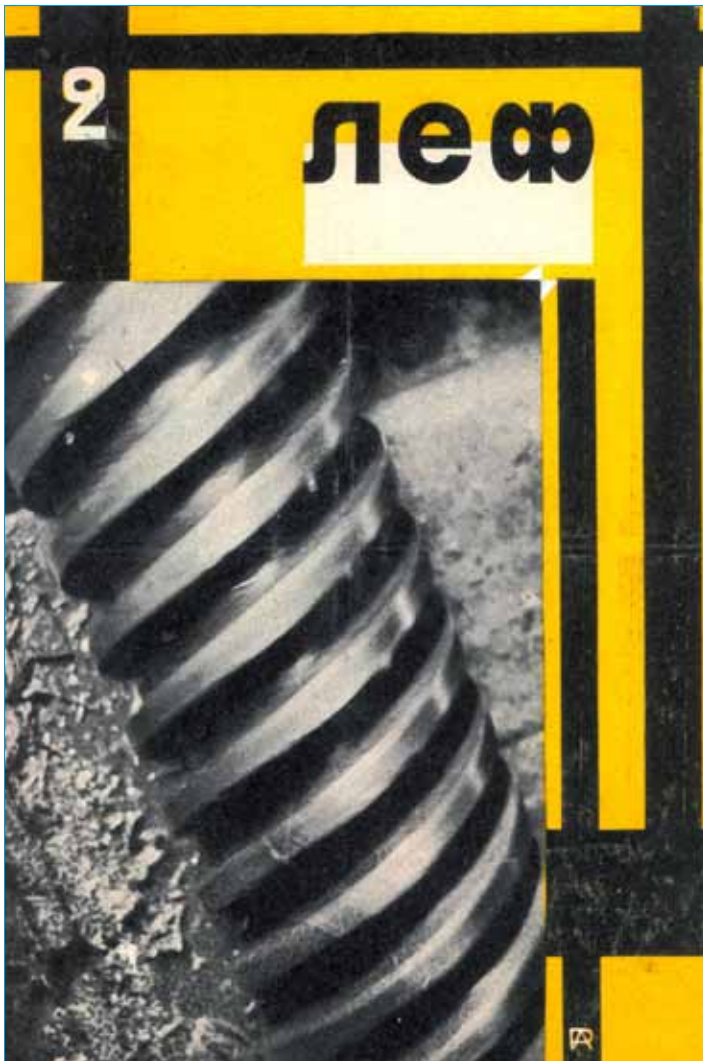
Nun ist, wenn man sich die Zwischenkriegszeit genauer ansieht, diese Opposition keineswegs evident, auch wenn sie bis heute durchaus als traditionelle und fest etablierte Deutung eine Art Gemeinplatz darstellt. Es ist daher erhellend, die Montage erneut als Doppelgestalt zu betrachten und zu rekonstruieren, in welcher Weise Kunst und Ästhetik, Film und Photographie, Typographie und Malerei, die mit Montageverfahren arbeiten, dabei auch einen bestimmten performativen Effekt erzielen wollen, der wohl kalkuliert ist und die Betrachter und ihre Einstellungen zu verändern sucht. Sie sind vom Reich der Notwendigkeit und der industriellen Normen nicht so weit entfernt, wie es den Anschein haben mag. Kunst und Technik unterhalten eine Art strategische Wahlverwandtschaft. Diese ist zugleich konstitutiver, aber gerne übersehener Teil der Moderne.

Mit dem erwähnten Begriff der „Norm“ haben wir nun mit einem weiteren schillernden Terminus zu tun, bezeichnet er doch sowohl in der praktischen Philosophie und im Recht verbindliche Handlungsregeln, als auch in der Industrie Verfahren der Standardisierung und in der Kulturwissenschaft, wenn man etwa an Michel Foucault oder Jürgen Link denkt, Strategien der Normalisierung. Damit ist genau das Spektrum benannt, in dem sich die Montageverfahren der Zwischenkriegszeit bewegen.

Montage hat immer auch etwas mit Normierung in dieser Dreigestalt von Handlungsleitung, Standardisierung und Normalisierung zu tun. Und um diese geht es eben auch in besonderer Weise bei der Ästhetik.

► Seelen umpflügen

Um ein Beispiel anzuführen: Wenn man einen Film der russischen Avantgarde, etwa Dziga Vertovs *Der Mann mit der Kamera*, seinen ersten Tonfilm *Enthusiasmus*, Sergej Eisensteins *Generallinie* oder *Panzerkreuzer Potemkin* betrachtet, so finden sich die verschiedenen Bedeutungsdimensionen der Montage wie auch der Norm dort in besonderer Weise aufeinander bezogen. Zum einen geht es dort nicht selten um technisch-industrielle Fertigungsverfahren, die von der Kamera aufgenommen werden, um dann zum anderen über filmische Montageverfahren in eine filmische Erzählung überführt zu werden. Diese sollte dann dazu dienen, wie sowohl Eisenstein als auch Vertov betonen, „die Seele des Zuschauers umzupflügen“, sprich ihn über montierte Einstellungen neu einzustellen, ihn über Filmmontagen neu zu montieren. Dabei berufen sich beide auf Theorien der russischen Reflexologen Bechterev und Pavlov, dass Verhalten in erheblichen Teilen auf natürlichen und erlernten Reflexen beruht. Filme sollen beim Betrachter bedingte Reflexe ausbilden, ihn nachhaltig verändern, ihn neu programmieren. Im Hintergrund steht dabei nicht nur die Vision eines neuen, technischen Menschen, sondern auch die Übernahme amerikanischer Herstellungsverfahren – etwa die radikale Zerlegung von Arbeitsaufgaben im Taylorismus und die getaktete Fließbandproduktion im Fordismus – in der sowjetischen Industrie. Amerikanische Rationalisierungsstrategien, die unmittelbar mit industriellen Montage- und Fertigungstechniken zu tun haben, sollen die russische Industrie modernisieren.

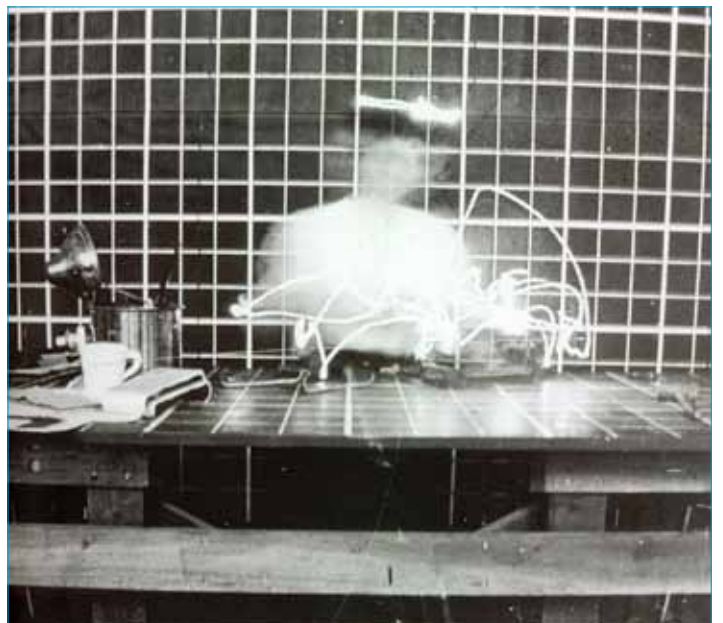


Alexander Rodtchenko, Umschlagseite der Zeitschrift *Новый ЛЕФ*, Nr. 2, 1928.

Wenn daher Industrieanlagen und industrielle Fertigungsprozesse so gezeigt werden, dass ihre Vorbildhaftigkeit unmittelbar vor Augen tritt, so geht es eben auch um neue Strategien, die nicht nur auf Verfahren, sprich Arbeitsprozesse, sondern auch auf das Verhalten der Arbeiter insgesamt zielen. Ein weiteres wichtiges Moment ist die Bedeutung der Filme als eine Form visueller Alphabetisierung. Lenin hatte angesichts der hohen Analphabetenquote in Russland bereits früh die besondere Bedeutung der Filme als Propaganda-Instrument unterstrichen. Will man also die Ästhetik der russischen Avantgardefilme angemessen beschreiben, so muss man erneut die Doppelgestalt der Montage in den Blick nehmen.

► Ökonomisierung als universelles Prinzip

Nun mag man einwenden, dass wir es hier mit recht singulären Agitprop-Produkten zu tun haben. Doch auch in den Vereinigten Staaten und in Zentraleuropa finden sich breite Strömungen, die Montage gerade in dieser Doppelgestaltigkeit auszubuchstabieren und umzusetzen suchen. So entwirft etwa der Amerikaner Frank Bunker Gilbreth komplexe Analyseprogramme, die mithilfe von Photographie und Film Arbeits- und Bewegungsprozesse rationalisieren und verbessern, aber auch als universales Verfahren im Alltag Verwendung finden sollen. Das berühmteste Beispiel einer konkreten Umsetzung ist wohl die Neugestaltung des häuslichen Umfelds, wie sie hierzulande in Gestalt der sogenannten Frankfurter Küche weite Verbreitung gefunden hat. Industrielle Ökonomisierung wird zu einem Prinzip erhoben, das jeden Bereich des Lebens zu regieren habe. Dazu gehört auch die Umsetzung von Standardisierungen in der Produktion, die nun flächendeckend national wie international organisiert werden. DIN-Normen, die heute unseren Alltag vereinfachen, sind das Ergebnis eben dieser Bemühungen.



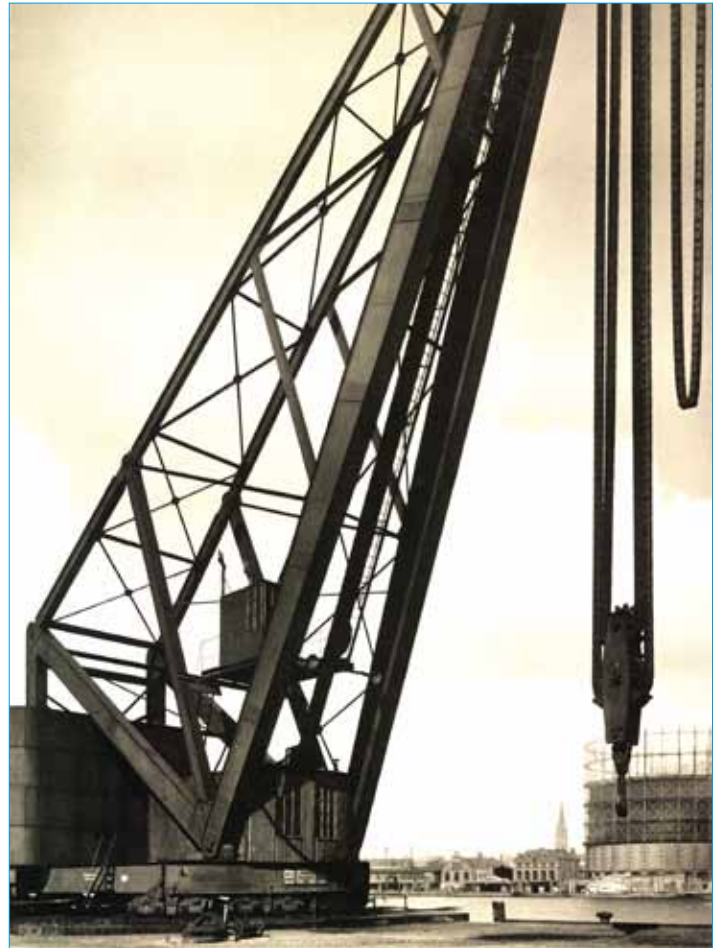
Frank Bunker Gilbreth, undatierte Bewegungsstudie einer Arbeiterin.

In Deutschland entsteht ferner just in dieser Zeit die Bewegung der Psychotechnik, deren theoretischer Gründungsvater Hugo Münsterberg war und die den Schulterschluss von Technik und Psyche mit Erfolg und institutioneller Anerkennung praktiziert. Aufgabe dieser angewandten Psychologie ist neben der Neuorganisation von Arbeitsabläufen in den Fabriken auch die Rekrutierung neuer Mitarbeiter durch Tests und die Umstrukturierung ganzer Betriebe mit dem Ziel einer höheren Effizienz der Produktion. Institute werden gegründet, Handbücher geschrieben und bis 1933 greifen viele Betriebe auf die Dienste der Psychotechniker insbesondere bei Neueinstellungen von Angestellten und der Analyse von Arbeitsprozessen zurück. Mitunter bestehen dabei die Änderungen nur in der Konstruktion von neuen Arbeitsgeräten oder ihrer Neujustierung. Diese Einstellung der Möbel und Geräte sollte dann aber auch eine andere Einstellung der Arbeiter zur Folge haben. Physische Veränderungen zielen auf psychische.

➔ Visuelle Alphabetisierung

Es ist wohl kein Zufall, dass eines der frühen Bücher zum Film aus der Feder Münsterbergs stammt. Filme sind nicht zuletzt durch ihre kollektive Produktion und Rezeption besondere Artikulations- und Gestaltungsformen dieser janusköpfigen Montage, aber keineswegs die einzigen. Insbesondere sind hier Technikphotographien zu nennen, die in den 1920er und 1930er Jahren allgegenwärtig sind, in Büchern und Magazinen erscheinen und sogar die Titelblätter von Zeitschriften an beiden Extremen des politischen Spektrums zieren. Technik scheint eine Nullstelle der Symbolisierung, den kleinsten gemeinsamen Nenner bei divergierenden politischen und weltanschaulichen Überzeugungen darzustellen. Sie ist der Ausgangs- und Fluchtpunkt der verschiedenen Montage-Strategien.

Industrielle Technik hatte unzweifelhaft eine besondere ästhetische Faszination und prägte zugleich maßgeblich die Ausdrucksformen der Zeit. Technikphotos waren der Gegenstand gleich mehrerer Bildbände der Zeit, von denen vielleicht *Eisen und Stahl* des neusachlichen Photographen Albert Renger-Patzsch der berühmteste ist. Auch das plötzliche



Albert Renger-Patzsch, Abb 68 Riesenkran in Hamburg 1929.

Aufkommen solcher Bildbände, die mit wenig Text auskommen, sind beredete Beispiele einer Assoziation von technischer und ästhetischer Montage. Der These des Künstlers und Bauhaus-Lehrers Moholy-Nagys folgend, dass der Photokundige der Analphabet der Zukunft sein werde, stellen sie Fibern dar, die in neue Leseweisen des Visuellen einzuüben suchen. Will man einen neuen, technischen Menschen konstruieren, erziehen und ausbilden, so muss man ihm eben auch das Lesen erst beibringen. Dazu gehört dann auch die neue Typographie, die nun programmatisch mit Bildern und Texten operiert und deren wichtigste Neuerer eben auch zu den ersten Künstlern gehören, die mit Photomontagen experimentieren. Der Mensch soll neu konstruiert, alphabetisiert und programmiert werden. Die Montage ist das kulturelle Emblem wie Programm dieser Modernisierung. Der montierte Mensch sollte ihr Ergebnis sein. **Bernd Stiegler** ◀

Beide Photos von Albert Renger-Patzsch sind entnommen aus: Ann und Jürgen Wilde und Thomas Weski (Hrsg.), *Albert Renger-Patzsch: Meisterwerke*, Hannover 1997.

Das Motiv von Alexander Rodtchenko, Umschlagseite der Zeitschrift *Nowy LEF* [Neue Linke Front], Nr. 2, 1928 (Druck, 22,7 x 15,4 cm, Privatsammlung), stammt aus: *Alexander Rodtchenko*, Berlin 2008, S. 79.



Bernd Stiegler ist Professor für Neuere Deutsche Literatur mit Schwerpunkt Literatur des 20. Jahrhunderts im medialen Kontext an der Universität Konstanz. Im Sommersemester 2011 forschte er am Kulturwissenschaftlichen Kolleg zum Thema „Der montierte Mensch“.



ISLAM

DAS MUSLIMISCHE SUBJEKT DER DEUTSCHEN ISLAM KONFERENZ

Levent Tezcan gehörte zu einer Gruppe von Wissenschaftlern, die das Bundesinnenministerium eingeladen hatte, an der Deutschen Islam Konferenz teilzunehmen. Unversehens wurde ihm diese politische Initiative zum Gegenstand kritischer Reflexion und inspirierte ihn zu mehreren Publikationen darüber.

Der Islam und Deutschland, der Islam in Deutschland: Dieses Thema, was auch immer der Anlass, führt in der Regel stets zu emotional aufgeladenen Debatten. Haben Sie eine Erklärung dafür?

Tezcan ➔ Wenn man die Integrations- oder Migrationsdebatte, oder, wie es früher in den 60er und 70er Jahren hieß, Gastarbeiter- beziehungsweise Ausländerdebatte, über die Jahre verfolgt, dann waren diese Debatten schon immer irgendwie aufgeladen. Ob so hitzig wie heute diskutiert wurde, ist eine andere Frage, nur: Damals spielte der Islam dabei keine besondere Rolle. In den 60er und 70er Jahren soll die Bevölkerung sogar mit einer gewissen Neugierde auf den Islam zugegangen sein, was das für eine Religion sei.

Nun, was ist da passiert? Ich denke, da kommt einiges zusammen: Sicher ist die Migrationsdebatte noch heißer geworden. Das hat auch damit zu tun, dass sich die Bevölkerungsstruktur, und damit auch die Sichtbarkeit der Migranten, geändert hat. Anfangs waren diese kaum sichtbar: Es waren junge Erwachsenen, die Arbeit hatten, aber noch kaum Kinder. Inzwischen haben sich die Familienstrukturen und die Zusammensetzung der Migrantenbevölkerung geändert, was zunächst einmal eine migrationsbedingte Veränderung ist. Junge Menschen sind herangewachsen, und das in einer Zeit, als sich in Deutschland unter der einheimischen Bevölkerung ein Rückgang abgezeichnet hat. Einer immer älter werdenden deutschen Bevölkerung steht unter den Migranten eine zahlreich nachwachsende Gruppe gegenüber.

Dass die Debatten jetzt sehr emotional geführt werden, hat aber auch mit den Entwicklungen im Bereich des Islams selbst zu tun. Man könnte natürlich jetzt von Islamophobie sprechen, die auch zu beobachten ist, also ein anti-muslimischer

Rassismus. Sicher hat sich dieser klassische Rassismus ins neue Jahrtausend hinübergerettet, indem er den Islam in sein Repertoire aufgenommen hat. Aber es wäre zu einfach, die gegenwärtige Emotionalität oder Skepsis oder Angst vor dem Islam einfach nur auf Rassismus zu schieben. Wenn der Islam so viel Angst erzeugt, dann auch, wenngleich nicht nur, weil es eine weltweite islamische Bewegung gibt, die sich teilweise sehr radikal aufgestellt hat. Die neuen islamischen Bewegungen, die sich auch in den Lebenswelten niederschlagen, haben dem Phänomen eine neue Dimension gegeben. Ohne sie gäbe es wohl immer noch anti-muslimische Stimmung, die dann aber ‚nur‘ auf dem klassischen Rassismus, der so genannten Ausländerfeindlichkeit, beruhen würde.

Diese radikal-muslimischen Praktiken findet man zwar nicht überall – man spricht auch von einer Minderheit gegenüber einer friedlichen Mehrheit – doch hier kommt ein weiterer Aspekt ins Spiel, nämlich die Tatsache, dass wir in einer medial vernetzten, globalen Welt leben: Alles, was irgendwo in der Welt passiert, ist Teil des deutschen Alltags, also auch eine Karikatur, die in einer dänischen Zeitung erscheint und in vielen muslimischen Ländern zu massenhaften Protesten führt. Gereiztheit, sowohl die Gereiztheit unter den Muslimen als auch ihnen gegenüber, scheint mir sehr viel mit der Gestimmtheit unserer medialisierten Zeit zusammenzuhängen.

Über italienische Migranten beispielsweise wird nicht viel diskutiert. Liegt das daran, dass sie nicht mal ein Drittel der Migranten aus der Türkei ausmachen, oder sind sie kulturell bedingt einfach weniger sichtbar?

Tezcan ➔ Das ist interessant, zeigt es doch, dass es nicht nur eine migrationsbedingte Frage ist. Oder anders ausgedrückt: Die Migrationsfrage ist mit Blick auf die Bearbeitung ihrer Folgen nicht bloß migrationsbestimmt. Es gibt Migrationsstudien, die davon erzählen, dass die Italiener ähnliche soziale Probleme haben wie die türkischen Einwanderer. Und dennoch erzeugt das nicht die gleiche Reaktion. In den 70er Jahren machte man keinen Unterschied zwischen Italienern, Griechen, Türken. Sie gehörten demnach alle zu

einer gemeinsamen Kultur: damals sprach man auch von Kultur, einer mediterranen. Die Unterscheidung verlief anders. Mit dem globalen Paradigmenwechsel hat sich die Kulturlinie verschoben. Wenn sich die kulturelle Identität als Unterscheidungsmerkmal in der Selbst- und Fremdbeschreibung überall durchsetzt, ist Deutschland davon nicht frei.

Sie folgten 2006 bis 2009 der Einladung des Bundesinnenministeriums, als Wissenschaftler an der Deutschen Islam Konferenz teilzunehmen. Was ist von dieser politischen Initiative zu halten, die sich das Ziel gesetzt hat, dass aus Muslimen in Deutschland deutsche Muslime werden?

Tezcan ➔ Man muss zunächst die Überlegungen betrachten, die zu dieser Initiative geführt haben: In der Politik bestand die Sorge, dass die heranwachsende deutsch-türkische Bevölkerung mit diversen sozialen Problemen – wie Arbeitslosigkeit, Bildungsabbrüchen, aggressivem Betragen in Schulen und auf der Straße – für ein radikales religiöses Angebot sehr anfällig sei. Von einem fundamentalistischen Angebot, so fürchtete man, könnte sich diese sozial-marginalisierte junge, energiegeladene Bevölkerungsgruppe leicht angezogen fühlen. Und wenn die Religion, also der Islam, selbst ein Teil des Problems ist, dann sollte man an der Religion ansetzen, um es in den Griff zu bekommen – so jedenfalls die Überlegung.

Deshalb sollten, so wollte es das Innenministerium, die muslimischen Verbände aber auch ausgewählte Individuen, nicht-organisierte Muslime, zusammenkommen, um ein Gremium zu gründen, das über gewisse Autorität für diese junge, möglicherweise nicht kontrollierbare Gruppe verfügen sollte. Die konkrete und gleichzeitig total abstrakte Idee lautete, eine Vereinbarung zu treffen – ursprünglich hieß es sogar noch anspruchsvoller, einen Gesellschaftsvertrag zu schließen. Davon hat man dann kurz danach abgesehen, jedoch meine ich, der Idee nach war diese Zielvorgabe immer noch ausschlaggebend. Aber was war darunter zu verstehen? Das ist mir die drei Jahre über nicht ganz klar geworden. Ich hatte den Eindruck, das war irgendwo auch eine Kopfgeburt, die ihre Ziele schon deshalb nicht erreichen konnte, weil die so allgemein, und nie ganz klar waren.

In der AG 1, an der ich teilnahm, arbeiteten wir ein Konsenspapier aus, das im Grunde die eigene Zielvorgabe der Islam Konferenz widerlegte: Unter den Teilnehmern, vor allem durch das Drängen der Verbände, hat sich nämlich die Position durchgesetzt, dass soziale Probleme – wie mangelnde Bildung und Arbeitslosigkeit – die entscheidenden Gründe für Gewalt und den rauen, etwas unzivilisierten Umgang mit den Mitmenschen seien. Meine polemische Frage, die aber auch andere Teilnehmer stellten, lautete: „Was wäre, wenn wir dieses Papier zum Beispiel beim Integrationsgipfel einreichen? Wir streichen das Wort ‚Muslim‘ durch, ersetzen es durch ‚Migranten!‘“ Das hätte genauso durchgehen können. Das war schließlich auch die Grundidee der Islam Konferenz: Eine spezielle ‚Integrationskonferenz‘ nur für die Muslime, die parallel zum nationalen Integrationsgipfel läuft. Die Regierung stuft das Thema „Islam“ so hoch ein, dass es für die Einrichtungen des Bundes und der Länder bis hin zu den Kommunen auch attraktiv wird und auf verschiedenen Ebenen diskutiert werden kann. Das ist das Mindeste, aber auch das Höchste, glaube ich, was hierbei herausgekommen ist.



Deutsche Islam Konferenz, Fotografie: Katy Otto

➔ DAS MUSLIMISCHE SUBJEKT DER DEUTSCHEN ISLAM KONFERENZ

Inwiefern war die Deutsche Islam Konferenz schlicht kein geeignetes Medium, um mehr als eine symbolische Aussage zu erreichen?

Tezcan ➔ Ein problematischer Effekt war nach meiner Ansicht folgender: Die Deutsche Islam Konferenz hat eine Tendenz in der gesellschaftlichen Debatte, die Integrationsproblematik von der Religionszugehörigkeit her zu thematisieren, noch verstärkt. Das wirkte sich so aus, dass junge Migranten sich entsprechend in erster Linie als Muslime angesprochen fühlten und als Muslime auf die Debatte reagierten. Ich bestreite nicht, dass ursprüngliche Absichten auch in eine Richtung gingen, in der die Diversität der Lebenswelten von Migranten zum Ausdruck gebracht werden sollten. Nichtsdestotrotz war es kontraproduktiv, die heterogenen Lebenswelten und Selbstbeschreibungen junger Migranten derart auf die religiöse Zugehörigkeit hin zuzuspitzen und zu fokussieren. Das meine ich, wenn ich von dem Konstrukt muslimischer Subjekte spreche.

Warum glaubt man nun, dass diese Versammlung an Verbänden und anderen Muslimen die Probleme besser in den Griff bekommt? Müsste man nicht ganz anders vorgehen, das heißt, mehr diversifizieren und sich mit den einzelnen Fragen an den verschiedenen zuständigen Stellen zusammen mit unterschiedlichen Akteuren konkret beschäftigen? Das geschah ja auch zuvor durchaus. Was selbst unmittelbar religiöse Themen betrifft, werden die meisten davon schon lange in Deutschland auf unterschiedliche Weise geregelt. Selbst mit Moscheebau-Konflikten gibt es bereits langjährige Erfahrungen. Anderes Beispiel: Friedhofsplätze, auch diese Frage konnte vielerorts geregelt werden. Was Religionsunterricht anbelangt, ist der Bund ja nicht einmal zuständig. Die Einrichtung der Lehrstühle für islamische Theologie wird immerhin auf die symbolische Anregung durch die Islam Konferenz zurückgeführt. Mich hat diese merkwürdige Konzentrierung auf die Integration durch Religion jedenfalls nicht überzeugt.



Deutsche Islam Konferenz, Fotografie: Katy Otto

Sie beschreiben das „muslimische Subjekt“ auch in ihrem gleichnamigen Buch als ein Konstrukt, das aus der Deutschen Islam Konferenz hervorgeht. Wie hat man sich das konkret vorzustellen?

Tezcan ➔ Vielleicht vorab eine Erläuterung: Wenn ich Konstrukt sage, ist das ein wenig missverständlich, weil man darunter heutzutage etwas versteht, was nur in unserer Vorstellung besteht, was eigentlich keine Realität besitzt. So ist es nicht gemeint: Es gibt die Muslime! Es gibt die Muslime nicht nur einfach so als eine breite Masse, als eine Bevölkerungsgruppe, etwa 4 oder 5 Millionen Einwanderer hier. Es gibt auch viele Organisationen und Individuen, die im Namen des Islam sprechen. Beim Konstrukt geht es nun darum, dieser ‚diffusen‘ Masse, die sich durch die Heterogenität ihrer Lebensbezüge auszeichnet, eine eindeutige Struktur zu geben, um sie in Stellung zu bringen. Auch wenn es aufgrund der internen Spannungen des anvisierten muslimischen Subjekts in der Islam Konferenz nicht so gelungen ist, wie es intendiert wurde, war es durchaus ein reales Konstrukt und kein erdachtes. Es wird schließlich so viel Wissen über dieses Subjekt produziert, Erklärungen werden in seinem Namen abgegeben, Maßnahmen getroffen, Initiativen gestartet und so weiter.



Die Gruppe der Moschee-Vereine, die den Anspruch erheben, muslimische Interessen zu vertreten, war natürlich der Hauptansprechpartner der Regierung, die Gruppe, die sie eigentlich im Auge hatte. Die wollte man in verbindliche Strukturen bringen, vielleicht auch ein wenig zähmen, in der Hoffnung, dass sie sich bei bestimmten Konfliktthemen moderierend einschalten würden. Zum Beispiel könnten diese bei Sport- und Schwimmunterricht ein Wort dafür einlegen, dass es aus Sicht des Islam in Ordnung sei, dass die Mädchen Schwimmunterricht besuchen oder an Klassenfahrten teilnehmen.

Allerdings wollte die Regierung nicht alleine mit dieser Gruppe verhandeln, und zwar aus zwei Gründen: Erstens ist der Islam dieser Gruppe, sind ihre kulturellen Gepflogenheiten und ihre politische Genealogie nicht genehm. Das muss man so mal ganz direkt sagen, wobei es sich hierbei nicht um ‚böse‘, ‚islamophobe‘ Unterstellungen vonseiten der Regierung handelt. Diese Gruppen haben nun einmal eine Geschichte und diese basierte zum größten Teil in einer Konfrontation mit oder einer Ablehnung von westlichen Gesellschaften. Auch wenn sie sich wandeln, werden sie diese Geschichte nicht einfach los. Diese Geschichte bleibt zudem durch transnationale Bindungen in personeller, organisatorischer, aber auch ideeller Hinsicht weiterhin lebendig. Ob Muslimbrüder, Milli Görüs oder die DITIB, ihre Herkunftsbezüge sind bei aller Transformation nicht bloß imaginärer Natur.

Zweitens gibt es eine gewisse Repräsentationslogik, die die Regierung hervorhebt: Besagte Gruppen repräsentieren nur einen kleinen Teil der Muslime in Deutschland. Selbst wenn, wie die Gruppen es stark machen, etwa 40 Prozent der muslimischen Einwanderer sehr wohl Gebrauch von ihrer Infrastruktur machen, haben sie nur etwa 10 bis 15 Prozent der muslimischen Einwanderer als aktive Mitglieder. Warum, so die Überlegung der Regierung, sollen wir diese als die alleinigen Vertreter einladen? So wurde einer neuen Kategorie offizieller Status verliehen: nicht-organisierte Muslime. In der Tat gibt es sehr viele auch prominente Muslime, die sich bislang nicht explizit als Muslime zu Wort gemeldet hatten. Über die Möglichkeit der Repräsentation erhielten sie eine

gewisse Macht. Aus verschiedenen Gründen, aus politischem Engagement, wie zum Beispiel Seyran Ates für sich in Anspruch nimmt, aber auch Ezhar Cezairli, wollen sie das Feld nicht den Konservativen überlassen. Darüber hinaus wurden auch muslimische Intellektuelle wie Navid Kermani angesprochen, die auch explizit zum Thema Islam schreiben.

Neben den beiden Parteien war natürlich auch die Regierung beteiligt an der Herausbildung dieses muslimischen Subjekts; man müsste sie also auch dazurechnen. Es geht ja nicht um irgendeinen wie auch immer gearteten Muslim an sich, sondern um diesen spezifischen Typus, der verantwortlich, berechenbar gemacht werden soll, indem er in verbindliche Strukturen eingebunden wird, und als Muslim spricht, als Muslim Ansprüche anmeldet, aber auch als Muslim Rede und Antwort stehen soll.

Was war die Rolle der Wissenschaftler in der Konferenz?

Tezcan ▶ Vielleicht wollten die Organisatoren die Wissenschaft mit im Boot, damit sie ihnen etwas erzählt, worüber man diskutieren kann und woraus man mit dem Input der Regierung einen Wertekonsens schmieden kann... Wenn das so ist, ist das natürlich etwas naiv.

Der Beitrag der Wissenschaftler wurde mit gemischten Gefühlen empfangen. Wenn die Verbände mangelnde Lehrerkompetenzen – interkulturelle Kompetenzen beziehungsweise Religionssensibilität – für die Probleme in der Schule verantwortlich machten, beriefen sie sich auf Präsentationen durch wissenschaftliche Teilnehmer. Oder wenn der Soziologe Hartmut Esser beschrieb, dass die moderne Gesellschaft ohne eine normative Integration auskommt, war das den Vorstellungen der Regierung diametral entgegengesetzt. Denn die Regierung dachte ja, erst wenn wir einen normativen Konsens erreicht haben, können wir auch praktisch miteinander auskommen.

Was wir aber unabhängig von der aktiven Teilnahme an der Islam Konferenz als Wissenschaftler tun können, ist einfach, diesen Prozess zu beschreiben: Beschreiben, wie diese Institution entstanden ist, was ihre Effekte auf den gesamten

➔ DAS MUSLIMISCHE SUBJEKT DER DEUTSCHEN ISLAM KONFERENZ

Integrations- und Islamdiskurs sind. Und ich hab auch nichts anderes versucht. Natürlich hat das, was man schreibt, immer eine Schlagseite, fördert die eine oder andere Position, das ist nicht gänzlich zu vermeiden. Es ist auch kein Geheimnis, dass ich hochgradig skeptisch gegenüber der ganzen Unternehmung war.

Inzwischen habe ich den Eindruck, dass die Islam Konferenz einen kafkaesken Verlauf genommen hat. Wie in Kafkas Roman *Der Prozess* ist ein Verfahren in Gang gekommen. Man weiß zwar nicht genau, worum es bei dem Prozess inhaltlich geht. Man darf den Prozess aber nicht ignorieren, muss mit ihm rechnen. Anscheinend kann sich niemand dem einmal in Gang gekommenen Dialog entziehen, nicht einmal die Regierung, die ihn initiiert hat – alle Beteiligten sind darin verfangen. Ein geordneter Rückzug würde dabei durchaus Befürworter auch unter den Teilnehmern finden.

Das Interview führte Claudia Marion Voigtmann.



Levent Tezcan forschte im Winter 2010/11 am Kulturwissenschaftlichen Kolleg zum Thema „Der Muslim als Medium der Kulturalisierung. Das Beispiel Deutsche Islam Konferenz (2006-2009)“. Daraus entstand unter anderem das Buch *Das muslimische Subjekt. Verfangen im Dialog der Deutschen Islam Konferenz* (Konstanz 2012). Er ist Assistent Professor am Department of Culture Studies der niederländischen Tilburg University.

KONFERENZ



D O R E

In der Geschichte des Dorfes ist die Dorfgeschichte eine späte Erscheinung. „Dorfgeschichten“, so bezeichnete Berthold Auerbach eine Reihe von Erzählungen, die er Anfang der 1840er Jahre zunächst in Zeitschriften und dann gesammelt in Buchform erscheinen ließ. Vom Dorf hatten freilich vor ihm schon andere erzählt, Auerbach aber machte die Gattungsbezeichnung populär. Die *Schwarzwälder Dorfgeschichten* – sie handeln von Nordstetten bei Horb am Neckar, wo ihr Verfasser aufgewachsen war – hatten beim Publikum außergewöhnlichen Erfolg: In rascher Folge erschienen weitere Auflagen, bald auch Übersetzungen. Das Leben auf dem Dorf war zu jener Zeit offenbar interessant, interessant für seine Bewohner, die in den Erzählungen das eigene Leben beschrieben fanden, wie auch und vermutlich noch mehr für die zunehmende Zahl der Stadtbewohner. Erzählt wurde von der überschaubaren Nahwelt einer kleinen Gesellschaft, deren Mitglieder miteinander bekannt sind und sich alltäglich begegnen, um sich zu streiten und zu verlieben, die reich werden und verarmen, in die Welt gehen, heimkehren und anderes mehr. Die fortschreitende Urbanisierung hatte dieses Leben für Städter bereits zu einer Vergangenheit werden lassen, die sich dem sentimentalischen Rückblick darbot. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen ermöglichte Binnenexotismus und -tourismus: Am Wochenende floh man aus der Unübersichtlichkeit des Stadtlebens aufs Land, um das einfache Leben zu genießen. Wer dazu die Zeit nicht hatte, las Auerbach. Die Dorfgeschichten stellten dem Stadtbewohner vor Augen, was er nicht mehr war: Bewohner eines anderen Zeitraums, der für Ausflügler eben noch erreichbar war, schon bald aber nur mehr für Leser.

» Rettungs-Ethnographie

Dieser sentimentalische Blick ist den Dorfgeschichten eingeschrieben. Die verkehrs- und kommunikationstechnischen Revolutionen des 19. Jahrhunderts, vor allem der Ausbau des Eisenbahn- und Telegraphennetzes, wie auch die zunehmend rasche Verbreitung von Nachrichten aus aller Welt durch die Tageszeitung, solche Prozesse also, die zu einer immer stärkeren Verflechtung nicht nur von Stadt und Land, sondern auch der Welt führten, kommen in den Geschichten vor. Sie wollten das Dorfleben, so muss es dem heutigen Leser scheinen, im Moment seines Verschwindens darstellen und sind mithin als

ein weiteres Beispiel für jene Rettungs-Ethnographie des mittleren 19. Jahrhunderts anzusehen, die auf den Prozess der später so genannten „Modernisierung“ reagierte: Man machte sich auf, ländliche Räume nicht etwa in der Kutsche oder gar in der Eisenbahn zu durchheilen, sondern entschieden zu Fuß zu durchwandern und in Augenschein zu nehmen. Es galt, die lokalen Besonderheiten untergehender Lebensformen im letzten Moment deskriptiv zu erfassen und sie damit, wenn nicht vor dem Untergang, so doch vor dem Vergessen zu bewahren.

Solche Literatur ist leicht goutierbar. Wenn sie das Baldvergangene auch erklärt, so haben ihre Verfasser die Unabänderlichkeit der zukunftsweisenden Veränderungsprozesse doch offenbar früh erkannt. Man mag bedauern, dass sie keine positive Einstellung dazu gefunden haben, wird aber einräumen, dass ihre rückwärtsgewandten Idealbildungen gewisse Zumutungen der Modernisierung für gleichfalls melancholisch gestimmte Leser immerhin erträglicher machten. An literarische Kompensationsleistungen dieser Art könnte auch Auerbach gedacht haben, als er sich die „ideale Verklärung“ der Wirklichkeit zur Aufgabe machte. So scheint es auf den ersten Blick. Werfen wir einen zweiten.

» Selbstverwaltung und Bürokratie

Die frühen Dorfgeschichten sind als eine Erscheinung des Vormärz im Hinblick auf die politischen Ereignisse von 1848/49 zu betrachten. Das erklärte Vorhaben Auerbachs, „ein ganzes Dorf gewissermaßen vom ersten bis zum letzten Hause zu schildern“ und damit „das ganze häusliche, bürgerliche und politische Leben der Bauern“ anschaulich zu machen, mutet allerdings nicht eben revolutionär an. Das politische Profil dieser Geschichten zeichnet sich ab, wenn man das Dorf nicht bloß als eine Siedlungsform, sondern als eine politische Lebensform in Betracht zieht. Deren Geschichte hat ihre Anfänge im Mittelalter. Die Auflösung der älteren Grundherrschaft ermöglichte die Entstehung von bäuerlichen Gemeinden, die gegenüber der Feudalherrschaft ein gewisses, regional unterschiedliches Maß an Selbständigkeit erlangten. Vor allem für den oberdeutschen Raum, also die heutigen Bundesländer Baden-Württemberg und Bayern sowie das Elsass, die österrei-



➔ DAS DORF NACH SEINEM ENDE

chischen Alpenländer und Teile der Schweiz, ist eine Tradition des „Kommunalismus“ aufgezeigt worden, die sich ins 19. Jahrhundert hinein verfolgen lässt: Weitgehend gleichgestellte Bürger regelten ihren Alltag im kommunalen Raum autonom. So kam es, dass die Dorfgemeinde nicht etwa abseits der sozialen Konflikte des Vormärz stand, sondern in deren Mittelpunkt. Zumindest in Südwestdeutschland waren die ländlichen Proteste nicht nur und vielleicht nicht einmal in erster Linie gegen adelige Grund- und Standesherrn gerichtet. An die Stelle der alten Feudalherren waren in den Augen der Landbevölkerung längst die Diener des spätabolutistischen Verwaltungsstaats getreten, die „kleinen Herrle“, wie sie bei Auerbach heißen.

Für die Spätgeschichte des Dorfes im 19. Jahrhundert bestimmend ist der Prozess der Staats- und Nationsbildung. Was der eigentliche Bezugsrahmen bürgerlicher Politik sei, die Gemeinde oder die Nation, war zu dieser Zeit – das ist heute nur schwer nachvollziehbar – eine offene und heftig umstrittene Frage. Nordstetten hatte zu Vorderösterreich gehört, bevor es an Württemberg kam. 1806 erlangte das Königreich die Souveränität. In den folgenden Jahrzehnten wurde von einer hauptstädtischen Gruppe aufgeklärter Reformer der Aufbau einer zentralistisch organisierten, mittels Gesetz und Vorschrift gesteuerten Verwaltung nach französischem Vorbild betrieben. Mit der Tradition kommunaler Autonomie war dieses Verwaltungskonzept nicht vereinbar. Seine Umsetzung erforderte die zunehmende Beschneidung gemeindlicher Selbstverwaltungsrechte. Doch die Umstrukturierung der Administration geriet zu einer spannungsgeladenen Kompromissbildung. Bis zur Jahrhundertmitte setzte sich ein permanenter Konflikt zwischen einer auch auf die Dörfer vordringenden Beamtenherrschaft und den auf Selbstständigkeit beharrenden Gemeinden fort. Auerbach beschreibt ihn aus Sicht der Dorfbevölkerung: „Die Gemeind' soll jetzt gar nichts mehr gelten, Alles soll in den Beamtenstuben abgethan werden“, heißt es in einer seiner Erzählungen.

1848 spitzte sich genau dieser Konflikt zu. Insofern sind die Ereignisse dieses Jahres als ein letztes Aufbäumen gegen den modernen Staat zu betrachten, als eine Revolution zur Verteidigung alten Rechts und alter Ordnung und mit Blick auf Strukturen von langer Dauer als eine letzte Revolution der Frühen Neuzeit. Jedenfalls war sie nur partiell durch Zielvorstellungen der gesellschaftlichen Modernisierung motiviert, die man der Geschichte nachträglich einzuschreiben geneigt ist. Aus der Sicht vieler Akteure wäre – hätten sie in diesen Kategorien gedacht – die 48er Revolution vielmehr als „anti-modern“ zu bezeichnen. Erst unter dieser Voraussetzung wird auch die Teilhabe der Dorfgeschichte an der politischen Dynamik dieser Zeit erkennbar.



Schwarzwaldhaus, Foto: Varus111

Dass die Bürokratisierung der Gesellschaft auf einen Volkswiderstand stieß, der sich mit sozialkonservativen Tendenzen verband, ist indes nur die halbe Wahrheit. Denn die kommunale Vergesellschaftungsform, deren Autonomie gegen den Polizeistaat verteidigt werden sollte, war mit Praktiken der Selbstregierung und -verwaltung verbunden, lange bevor auf der Ebene des Nationalstaats eine politische Partizipation des Bürgertums möglich wurde. Auerbach beschreibt ein politisches Gemeindeleben, das sich jener Verwaltungsform

DO

zuordnen lässt, die der Soziologie als „unmittelbare Demokratie“ bekannt ist. Im Höchstmaß erreichbar ist sie bei kleinen Verbänden, deren sämtliche Mitglieder örtlich versammelt werden können, sich untereinander kennen und als sozial gleich ansehen. Mit der geringen Größe solcher Verbände hängt das Medium ihrer Verwaltung zusammen: Sie ist wesentlich mündlich. So richtet Auerbachs Kritik am „Schreiberwesen“ sich nicht allein gegen die Lenkungsansprüche fremder Herren. Sie zielt auch auf das Medium der Bürokratie: auf die Schrift. Seine Erzählungen stellen dagegen politische Willensbildung als mündliche Kommunikation unter Anwesenden vor, so etwa Verhandlungen in der Gemeindestube, dem „kleinen Forum“ des Dorfes.

Diese Literatur ist weniger leicht goutierbar. Offenbar ist Auerbachs Beschreibung des Gemeindelebens nicht dazu gedacht, ihren Lesern den notwendigen Abschied von einer vormodernen Form des Politischen zu erleichtern. Es handelt sich vielmehr um operative Literatur, die in den Auseinandersetzungen ihrer Zeit zum Handeln anleiten sollte. Gewiss hat man es dabei mit einer anti-bürokratischen Idealbildung zu tun. Von den Historikern ist zu erfahren, dass in den bäuerlichen Gemeinden schon früh Interessengegensätze aufbrachen und Vetternwirtschaft die Regel war, um nur einen Missstand zu nennen. „Realistisch“ ist die Dorfgeschichte im Sinne der Literaturtheorie des 19. Jahrhunderts. Man war um eine Verbindung von Realismus und Idealismus bemüht, d.h. um „ideale Verklärung“ der Wirklichkeit. Denn Literatur, darin hatte man schon in der Antike den Unterschied zur Geschichtsschreibung gesehen, durfte sich nicht damit begnügen, besondere Tatsachen darzustellen. Sie zielte wie die Philosophie auf ein Allgemeines. So war es auch Auerbachs erklärtes Ziel, vorfindliche Lebensformen literarisch zu „idealisieren“, d.h. eine in ihnen wirksame Wesensbestimmung zu erfassen, um damit zu ihrer Vollendung beizutragen.

➔ Indianergeschichten?

Was geht das uns an? Dass die Nation der eigentliche Bezugsrahmen bürgerlicher Politik zu sein hat, steht seit langer Zeit fest. Selbstverständlich ist deren Verwaltung angewiesen auf das Medium der Schrift. Das gilt umso mehr, wenn Verwaltungseinheiten im Zuge der europäischen Integration weiter

aggregiert werden. Vor diesem Hintergrund geht von Auerbachs Idealisierung der unmittelbaren Demokratie allenfalls noch ein Reiz des Exotischen aus. 1873, zwei Jahre nach der Gründung des Kaiserreichs, hat er die Ahnung notiert, man werde seine Erzählungen bald lesen „wie eine Indianergeschichte, Kunde gebend von verschollenen Zuständen“. Man könnte die Dorfgeschichten damit zu den Akten legen. Dagegen spricht allein, dass die Widerstandsbewegungen dieser Tage gezeigt haben, dass es auch in den großen Städten der globalisierten Welt möglich bleibt, sich zu versammeln. Man kann auch miteinander reden. Übrigens hatte Auerbach 1846 noch, beeindruckt von den *social media* seiner Zeit, die eine große „Erleichterung des persönlichen Verkehrs“ erwarten ließen, „Massenversammlungen“ bisher ungekannten Ausmaßes vorausgesehen. Warten wir es ab. **Marcus Twellmann** ◀

Die Zitate stammen aus:

Berthold Auerbach, „Befehlerles“, in: *Schwarzwälder Dorfgeschichten*, Mannheim 1843. Berthold Auerbach, *Schrift und Volk. Grundzüge der volkstümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's*, Leipzig 1846.



Der Literaturwissenschaftler **Marcus Twellmann** ist Koordinator der Forschungsstelle „Kulturtheorie und Theorie des politischen Imaginären“ im Exzellenzcluster. Seine Habilitationsschrift „*Ueber die Eide. Zucht und Kritik im Preußen der Aufklärung*“ erschien 2010. Derzeit ist er an der Entwicklung eines neuen Schwerpunktthemas „Bürokratie“ am Kulturwissenschaftlichen Kolleg Konstanz beteiligt.

Entwurf

einer Lehrinstruction für
den physikalischen Unterricht
an Mittelschulen.

Allgemeine Bemerkungen.

1.

Der Unterricht an einer Mittelschule kann entweder der Bildung des jungen Mannes für sich einen Abschluss geben, oder er kann auch als Vorbereitung für den höhern Unterricht dienen. In beiden Fällen ist dafür zu sorgen, dass die Frucht des Unterrichtes nicht bloss in der Aneignung einer gewissen Summe von Kenntnissen besteht, sondern dass auch formelle Bildung erzielt, d. h. dass die Urtheils- und Beobachtungsfähigkeit an dem Stoffe geübt wird. In beiden Fällen ist die formelle Bildung ein Keim, der sich von

DAS GEDANKENEXPERIMENT GESPINST ODER WISSENSCHAFT?

Die Diskussion um Gedankenexperimente an der Wende zum 20. Jahrhundert rollt der Historiker Julian Bauer im Rahmen der Forschergruppe „Was wäre wenn?“ neu auf. Eine zentrale Rolle spielten damals die Überlegungen des Physikers Ernst Mach, der mit ihnen zum Begründer der philosophischen Wissenschaftstheorie avancierte.

Virtuelle Welten, irrealer Finanztransaktionen. Die Grenzen zwischen Realität und Fiktion verschwimmen im 21. Jahrhundert immer mehr. Das Gedankenexperiment bewegt sich auch an so einer Schwelle. Was fasziniert Sie daran?

Bauer ➔ In meinem Projekt „Erfahrung ersparen. Gedankenexperimente und die Ursprünge der Wissenschaftsphilosophie des Wiener Kreises“ geht es vorrangig um den Physiker und spätberufenen Wissenschaftsphilosophen Ernst Mach. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert hat er Überlegungen angestellt, wie man durch Gedankenexperimente Erkenntnis erzeugen könne. Mach, der sich als waschechten Naturwissenschaftler und strengen Empiristen verstand, stellte sich natürlich auch die Frage: Wie können wir ein Wissen erzeugen, wenn wir nur „Gedanken experimentieren“ lassen? Das heißt, wie produzieren wir aus Theorien und Wissen, das wir uns einmal angeeignet haben, Erkenntnis, die über das früher erlernte Wissen hinausreicht, also wirklich neue, belastbare Erkenntnis?

An dieser auf den ersten Blick eher unwahrscheinlichen Kombination, Physiker und Empirist auf der einen Seite und prononcierter Fürsprecher des Experimentierens in Gedanken auf der anderen Seite zu sein, entzündet sich mein Interesse. Hier werden – und das ist doch wirklich aufregend und bemerkenswert – gängige Ansichten der Trennung zweier Wissenschaftskulturen, in so genannte erklärende und verstehende Disziplinen, ganz offensichtlich unterlaufen.

Wie ist es zu erklären, dass gerade ein Physiker, Ernst Mach, das Gedankenexperiment als wissenschaftliche Methode in die Diskussion brachte?

Bauer ➔ Machs Ansatzpunkt und die Beweggründe, die dazu führen, dass er das Phänomen auch theoretisch durchdringen

will, stammen in erster Linie aus seiner eigenen Praxis als Physiker. Er beginnt über seine alltäglichen Tätigkeiten nachzudenken und stellt fest, dass sehr viel eben nicht nur im Labor an den Geräten und Instrumenten stattfindet, sondern in seinem eigenen Kopf.

Dazu kommt, dass einer seiner ersten Annäherungspunkte an die Wissenschaftsphilosophie und Erkenntnistheorie über die Geschichte seines eigenen Faches abläuft: Seit den 1880er Jahren hat Mach sich intensiv mit der Geschichte der Physik, insbesondere der Mechanik, auseinandergesetzt. In seinen Studien, die viel mit Quellen aus dem 17. und 18. Jahrhundert arbeiteten, stellte er fest, dass seine eigenen disziplinären Vorfahren und Vorväter häufig mit Gedankenexperimenten hantiert haben, sei es ein Galileo Galilei oder ein Simon Stevin.

Subjektive Gedanken und wissenschaftliches Experiment – wie geht das zusammen?

Bauer ➔ Einerseits spielen sich da Dinge in den Gedanken ab, also in den Köpfen der Forscher. Das Gedankenexperiment entfernt sich diesbezüglich von der Realität. Anders als bei realen Experimenten geht es nicht darum, einen Versuch aufzubauen, Bedingungen in einer Außenwelt zu verändern und zu beobachten, was dabei jeweils herauskommt. Andererseits, und das ist ganz zentral, handelt es sich doch um eine Form des Experiments, da es keine willkürliche, sondern eine regelgeleitete, restringierte Spekulation ist. Bei Mach wird das im Anschluss an John Stuart Mill als „Methode der Variation“ bezeichnet.

Bei dem Versuch, diese zwei Komponenten aufeinander zu beziehen, fängt der Streit ziemlich schnell an. Als Historiker will man das Phänomen weniger wertend erfassen, als das beispielsweise in der Philosophie passiert. Stark vereinfacht behauptet die eine philosophische Richtung, Gedankenexperimente seien nichts anderes als klassische Argumente, tautologische Schlussformen, die sich mit den Vorannahmen decken und daher keine neue Erkenntnis erzeugen. Andere sehen in Gedankenexperimenten Formen apriorischen, also erfahrungsunabhängigen Wissens aktiviert und produziert.

Diese philosophischen Auseinandersetzungen sind zwar legitim und fruchtbar. Aber in meinem Projekt gehe ich davon aus, dass die normativen Interessen Dimensionen des Gedankenexperimentes verdecken, die eine größere Rolle spielen müssen, wenn man sich stärker für die Empirie, das heißt insbesondere für die Geschichtlichkeit des Gedankenexperiments interessiert.

Wie rechtfertigt Mach die notwendigerweise subjektiv geleitete Methode des Gedankenexperiments für die Wissenschaft?

Bauer ➔ Die Argumentation Machs lässt sich aus seinen Texten rekonstruieren, die sich explizit mit dem Gedankenexperiment auseinandersetzen. Eine zentrale Rolle spielt dabei ein Aufsatz in der *Zeitschrift für den Physikalischen und Chemischen Unterricht*. Überarbeitet und revidiert wurde sein Inhalt in einer Monographie mit dem sprechenden Titel *Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung* 1905 veröffentlicht, also acht Jahre nach dem ursprünglichen Aufsatz.



Ernst Mach, „Stevin's Gedanke über die schiefe Ebene“ (1870/71).

Die verschiedenen Faktoren, die seine Überlegungen zum Gedankenexperiment beeinflussen, sind außerdem vor dem Hintergrund der sonstigen Forschungsinteressen Machs zu betrachten. Hier kann ich sie natürlich nur kurz anschnitten: Mach vertritt einen evolutionären Naturalismus und glaubt, dass evolutionäre Erfahrungen in konkreten Gedankenexperimenten plötzlich, ereignishaft hervorbrechen können. Er spricht übrigens gern auch von „Gedankenerlebnissen“. Diese sind auf eine lange Linie denkender, genauer in Gedanken experimentierender Menschen zurückzuführen. Außerdem hängt Mach einer materiell verstandenen Abbildtheorie des Gedächtnisses an; er glaubt also, dass es eine Korrespondenz zwischen Wirklichkeit und Erinnerung gibt. Diese wiederum ermöglicht es, während man ein Gedankenexperiment durchführt, in real stattgefundenen Phänomenen neue Aspekte zu erkennen und zu identifizieren. Heute wirkt dieser starke Erinnerungs- und Gedächtnisbegriff erstaunlich, für die damalige Zeit war das eine recht gängige Ansicht. Auch assoziationspsychologische Untersuchungen wären noch anzuführen, die insbesondere in der *Analyse der Empfindungen* (1886) behandelt werden. Mach begreift das Variieren der Gedanken als erfahrungsgesättigte Assoziations- oder Verbindungsvorgänge.

Besonders interessant scheint mir ein weiterer Faktor, Ausbildung und Disziplinierung, zumal er oft in der polemischen Rezeption Machs übersehen wird. Mach legte sehr großen Wert darauf, das Gedankenexperiment mit dem physischen Experiment eng zu führen, und betont, dass in beiden Fällen, wie vorhin erwähnt, mit der Methode der Variation gearbeitet wird. Das heißt, in beiden Fällen werden die abhängigen und unabhängigen Variablen identifiziert und dann kontrolliert verändert. Durch Ausbildung und Disziplinierung erfährt das Gedankenexperiment eine methodische Eingrenzung. Man sieht: Für Subjektivität bleibt hier wenig Platz.

Das heißt, ein Gedankenexperiment ist zu lernen, kann und muss geübt werden?

Bauer ➔ Ganz genau. Zwar vertritt Mach die Ansicht, dass das Gedankenexperiment als evolutionäre Errungenschaft strukturell gesehen jedem Menschen zukommt. In seinen weiteren Überlegungen schwächt er jedoch das Argument insofern ab, als man nicht einfach ohne jegliche Anleitung Gedankenexperimente durchführen und daraus Erkenntnis generieren kann, sondern dass es natürlich einer langjährigen und andauernden Ausbildung bedarf.

Das führt zu Machs sehr modernem Verständnis von Pädagogik. Er plädiert nämlich in dem Aufsatz von 1897 dafür, die Methode des Gedankenexperiments als systematischen Bestandteil des schulischen und universitären Unterrichts einzusetzen. Er erinnert sich an einen seiner Lehrer, der die „Spannung der Aufmerksamkeit“, wie es bei Mach heißt, durch die Beteiligung der Schüler am Unterricht erhöhen konnte. Studenten sollten sich überlegen, wie bestimmte Experimente aufzubauen seien, und überlegen, was Ergebnisse sein könnten, bevor es zur eigentlichen Umsetzung kam.

In der wissenschaftlichen Diskussion ist das bisher selten wirklich ernst genommen worden, obwohl die zeitgenössische Kritik an Mach, wie sie am prominentesten von Pierre Duhem formuliert wurde, neben dem Vorwurf der unkontrollierten Spekulation vor allem an diesem Pädagogikverständnis ansetzt.

Aus Duhem spricht das sehr traditionelle und autoritäre Verständnis von schulischem und universitärem Unterricht seiner Zeit. Letztlich müssen Schüler und Studenten Theorien lernen und dieses eingetrichterte Wissen reproduzieren können, ohne die eigenen kognitiven Kapazitäten in irgendeiner kreativen Art und Weise zu bemühen.

Sie haben darauf hingewiesen, dass Sie als Historiker ein anderes Interesse an Mach haben als ein Philosoph. Was macht Ihr Projekt aus?

Bauer ➤ Aus den vorangehenden Bemerkungen dürfte implizit hervorgegangen sein, dass ich als Geschichtswissenschaftler an die historischen Quellen über das Phänomen „Gedankenexperiment“ ohne ausgeprägte eigene Überzeugungen oder theoretische Vorannahmen herantrete. Meine Ausgangsfrage ist nicht, was ein Gedankenexperiment sein sollte und welchen Nutzen es hat. Mich interessiert, wann die Rede davon auftaucht. In welchen Zusammenhängen also wird darüber gesprochen, nachgedacht und geschrieben? Und wie wurden diese Gedankenexperimente von den historischen Akteuren verstanden?

Anschließend untersuche ich, wie die verschiedenen Gelehrten zu ihren Ansichten gekommen sind: Worauf verweisen sie, auf welche anderen Personen, auf welche Disziplinen, auf welche Forschung? So hoffe ich, ein möglichst umfassendes Bild der Diskussion in der damaligen Zeit zu erhalten und, wenn man diese über mehrere Jahrzehnte verfolgt, zu erkennen, wie sich Bewertungen und Urteile wandeln.

Gibt es schon erste Erkenntnisse, Überraschungen?

Bauer ➤ Ja, man kann von ersten Ergebnissen reden, weil der von mir gerade beschriebene Kontext der zeitgenössischen Pädagogik bis dato in den Forschungsdebatten so gut wie keine Rolle gespielt hat. Natürlich ist es schon Kommentatoren vor zehn oder zwanzig Jahren aufgefallen, dass Mach sich unter anderem mit der physikalischen Fachdidaktik auseinandergesetzt hat. Aber da wurde kaum bzw. nur recht oberflächlich eine Verbindung zu seinen wissenschaftsphilosophischen und erkenntnistheoretischen Arbeiten gesehen. Das ist tatsächlich bereits als Gewinn zu verbuchen.

Ich möchte aber auch nicht verhehlen, dass es in Sachen Ernst Mach noch viel zu tun, viel zu entdecken gibt. Seine publizierten Schriften habe ich zwar zum größten Teil bearbeitet, aber es harren noch viele unveröffentlichte Materialien Machs einer akribischen Untersuchung. Sie liegen vor allem im Deutschen Museum in München; ein kleinerer Teilnachlass befindet sich auch hier in Konstanz im Philosophischen Archiv.

Diese Dokumente gilt es in den nächsten Monaten genauer unter die Lupe zu nehmen, besonders die Notizbücher Machs: Von den 1870er Jahren bis ungefähr 1910 hat er laufend Notizbuch geführt. Über 50 Bände liegen in München. Daraus erhoffe ich mir weitere Aufschlüsse über Machs eigene Praxis des Gedankenexperiments und des forschenden Schreibens, das in den letzten Jahren verstärkt in den Fokus der Wissenschaftsgeschichte geraten ist.

Sehen Sie Analogien zum Gedankenexperiment in der heutigen wissenschaftlichen Praxis?

Bauer ➤ Es wäre schwer haltbar zu behaupten, dass sich die Mach'sche Vorstellung vom Gedankenexperiment heute unverändert in den Wissenschaften wiederfinden lässt. Nichtsdestotrotz stößt man da und dort auf sein geistiges Erbe: So wird in der Philosophie nach wie vor viel mit Gedankenexperimenten gearbeitet; ob das jetzt das „chinesische Zimmer“ bei John Searle ist oder das „Gehirn im Tank“, das beispielsweise Hilary Putnam thematisiert hat.

Daneben werden in sehr datenintensiven Disziplinen zunehmend Simulationen durchgeführt: Das geschieht in den quantitativen Sozialwissenschaften wie in der Physik oder der Biologie, wo in Teilbereichen wie „Artificial life“ Computer-Simulationen über die Entstehung und Entwicklung organischen Lebens Aufschluss geben sollen.

Mein Interesse an dieser Stelle liegt darin, darüber aufzuklären, wie diese Phänomene sich möglicherweise unterscheiden vom Gedankenexperiment, das um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert konzipiert wurde. Aber gleichzeitig ist es nötig, darauf hinzuweisen, dass diese historischen Vorformen eventuell unbedachte Vorannahmen der heutigen Vorstellung von Simulationen mitgeprägt haben. Wenn bestimmte Diskussionen – natürlich unter anderen Rahmenbedingungen – schon damals stattgefunden haben und heute wiederkehren, kann man dadurch vielleicht einerseits der Herkunft bestimmter Argumente näherkommen und so andererseits eine kritische Distanz zum aktuellen Geschehen gewinnen.

Die Fragen stellte Claudia Marion Voigtmann.

Abbildungsverzeichnis:

S. 30: Ernst Mach, „Entwurf einer Lehrinstructio für den physikalischen Unterricht an Mittelschulen“, Teilsammlung Ernst Mach, Philosophisches Archiv, Universität Konstanz, Mappe 62, S.1.

S. 32: Ernst Mach, Vorlesungsnotizen „Experimentalphysik 1870/1“, Teilsammlung Ernst Mach, Philosophisches Archiv, Universität Konstanz, Mappe 20, S. 5.



Julian Bauer promovierte im Doktorandenkolleg „Zeitkulturen“ des Exzellenzclusters zum Thema *Zellen, Wellen, Systeme. Konfigurationen des Lebens und Ordnungen des Wissens, ca. 1880–1930* und arbeitet momentan als Postdoc in der Forschergruppe „Was wäre wenn?“ über „Erfahrung ersparen. Gedankenexperimente und die Ursprünge der Wissenschaftsphilosophie des Wiener Kreises“ an der Universität Konstanz.



AFRIK

WEISSER FLECK UND DUNKLER KONTINENT POPULÄRE AFRIKA-BILDER SEIT DEM 19. JAHRHUNDERT

Populäre Romane und ihre Kinoverfilmungen wie *Nirgendwo in Afrika* und *Die weiße Massai* sowie Fernsehproduktionen wie *Afrika, mon amour* und *Meine Heimat Afrika*, aber auch die erfolgreichen Dokumentationen *Deutsche Kolonien* und *Das Weltreich der Deutschen* machen deutlich, dass Afrika – als Sehnsuchtsort und Imaginationsraum – nach wie vor ein beliebter Topos im medialen Bildreservoir der deutschen Populärkultur ist. Neben derartigem Romantik-Kitsch – mit exotischen Tieren und folkloristisch in Szene gesetzten ‚edlen Wilden‘ vor atemberaubender Landschaftskulisse – bestimmt paradoxerweise in der aktuellen Medienberichterstattung das Image als Katastrophen-Kontinent mit Bürgerkriegen, Flüchtlingsströmen, Hungersnöten und AIDS-Epidemien unser Afrikabild maßgeblich: Widersprüchliche Klischees, und zwar im wörtlichen Sinne von Negativ- oder Abziehbildern, gehen dabei Hand in Hand. Differenzierte mediale Auseinandersetzungen mit konkreten Ländern und Regionen, aktuellen Entwicklungen und globalen Vernetzungen in Afrika sind selten und auch diese kommen nicht ganz ohne das skizzierte Repertoire an stereotypen Afrika-Bildern aus.

► Mediale Globalisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Dieses Afrika-Imaginarium hat zwar eine Reihe unterschiedlicher Traditionslinien, die sich teilweise bis in die Antike zurückverfolgen lassen; seine charakteristischen und bis heute prägenden Züge haben sich aber erst im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts herausgebildet, die wesentlich durch die so genannte ‚erste Globalisierung‘ geprägt war. Angesichts rasanter technischer Entwicklungen – Eisenbahn, Dampfschiff, Telegraphie, Rotationspresse – kam es zu einer Veränderung kultureller Wahrnehmungsmuster. In deren Zentrum stand ein neues globales Raumbewusstsein, mit dem der Eindruck einer Schrumpfung der Welt einherging. Diese wurde nun als ein zusammenhängender Organismus betrachtet, dessen zivilisatorischer Fortschritt gleichsam unaufhaltsam zu sein schien. Diesen globalen Entwicklungszusammenhang repräsentierte auf der medialen Ebene die Entstehung illustrierter Familienzeitschriften wie *Die Gartenlaube*, *Über Land und Meer* oder *Westermanns Monatshefte* als erste Massenmedien. Innerhalb der expandierenden

Zeitschriftenkultur nahmen sie für sich in Anspruch, das gesamte Weltwissen der Gegenwart auf gleichermaßen unterhaltsame wie belehrende Art für ein breites Publikum zusammenzufassen. Dazu versammelten die Magazine neben zahlreichen Illustrationen so unterschiedliche Textgattungen wie Novellen und Romane, biographische Skizzen, wissenschaftliche und technische Abhandlungen und nicht zuletzt Reiseberichte aus aller Welt, wodurch medial der Effekt einer wechselseitigen Verschränkung von Bildern und Texten, von Fiktionalem und Faktuellem und von Nähe und Ferne, Eigenem und Anderem erzeugt wurde. Afrika, speziell das Innere Afrikas, erfreute sich in diesem Zusammenhang einer besonderen Popularität, die durch eine vermeintliche Sonderstellung des Kontinents im Rahmen des umfassenden Globalisierungsprozesses bedingt war.

► ‚Weißer Fleck‘ und ‚dunkler Kontinent‘

Vor allem das Innere Afrikas galt bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als einer der letzten ‚weißen Flecken‘ auf der globalen Landkarte (Abb. 1), dessen Füllung im Kontext des von der ersten Globalisierung ausgelösten neuen Raumbewusstseins einer Schrumpfung der Welt mit besonderer Emphase betrieben wurde. Weiße Flecken tauchten auf Landkarten erst spät, im Zuge der Ausdifferenzierung der Kartographie als wissenschaftliche Disziplin auf, wo sie zur Veranschaulichung von *terrae incognitae* als bislang wissenschaftlich nicht erfasster Landstriche dienten. Diese Darstellungspraxis war an ein modernes Wissenschafts- bzw. Wissensverständnis gebunden, das sich vor allem auf die technisch-statistische Erfassung der Welt bezog. Bei den ‚weißen Flecken‘ handelt es sich also um eine spezifische Form des (noch) Nichtwissens, die zugleich einer Markierung der Grenzen des europäischen Wissens und einer mehr oder weniger deutlichen Aufforderung zu dessen Erweiterung entsprach.



Da sich neben den berühmten britischen Afrikaforschern Livingstone und Stanley unter anderem mit Heinrich Barth, Georg Schweinfurth, Gustav Nachtigal, Gerhard Rohlfs und Hermann Wissmann auch eine Reihe deutscher Wissenschaftler an der Erweiterung des Wissens über Afrika beteiligte, erfreute sich die Afrikaforschung immenser Beliebtheit. Die sukzessive Erforschung des Inneren Afrikas wurde in den Familienblättern als eine Art spannender Fortsetzungsroman inszeniert, der sich nicht nur aus der Abfolge und Widerlegung immer neuer wissenschaftlicher Theorien, beispielsweise zu den Quellen des Nils, speiste. Vor allem lebte die ‚Erzählung‘ von den Hindernissen in Gestalt elementarer Naturkräfte, wilder Tiere und mordlustiger Kannibalen, die sich den heldenhaften Forschern auf dem Weg zum hehren wissenschaftlichen Ziel in den Weg stellten. Aus dem skizzierten Wissensbegriff war zwar *per definitionem* das Wissen der afrikanischen Bevölkerung genauso ausgeschlossen wie traditionelle Vorstellungen von Afrika, die in Gestalt von wilden Tieren, einäugigen Menschen und mythischen Orten, wie dem biblischen Goldland Ophir oder dem antiken ptolemäischen Mondgebirge, Leerstellen in älteren europäischen Karten von Afrika gefüllt hatten. Letztere blieben jedoch in Gestalt einer – häufig durch die Lektüre von Afrikaerzählungen eingeübten – eigenkulturellen Erwartungshaltung erhalten, die als ‚imaginative Geographie‘ die Wahrnehmung der Reisenden und ihre Reiseberichte weiterhin mitprägte und so die ‚weißen Flecken‘ rahmte (Abb. 2).

Genauso verhielt es sich in den ebenfalls in den Familienzeitschriften veröffentlichten Romanen und Novellen, die ihrerseits wiederum die dort abgedruckten Reiseberichte rahmten, indem sie das zeitgenössische Afrikawissen literarisch verarbeiteten und so popularisierten.

Diese spezifischen medialen Publikationsbedingungen der populären Afrikaberichterstattung begünstigten so, dass Afrika als weißer Fleck auch zur Projektionsfläche für alte und

neue Phantasien aller Art werden konnte. Zu diesen gehörten nicht zuletzt Kolonialphantasien, suggerierte der ‚weiße Fleck‘ doch jenseits der mit ihm verbundenen Wissenschaftsemphase unterschwellig, dass es sich um einen jungfräulichen „Raum ohne Volk“⁴¹ handele, der der europäischen Erschließung harre. De facto mündete die wissenschaftliche Erforschung des Kontinents im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts schließlich im so genannten *scramble for Africa*, einem europäischen Wettrennen um die letzten noch nicht kolonialisierten Gegenden, in dessen Kontext dann auch das Deutsche Reich seine afrikanischen Schutzgebiete erwarb. Dass sich in diesen neuen kolonialen Zusammenhang auch ältere Vorstellungen von Afrika integrieren ließen, zeigen die unterschiedlichen Facetten der Metapher vom ‚dunklen Kontinent‘, wie sie, unter anderem im Gefolge von Hegels Afrikabild aus dem Anhang seiner *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte*²,

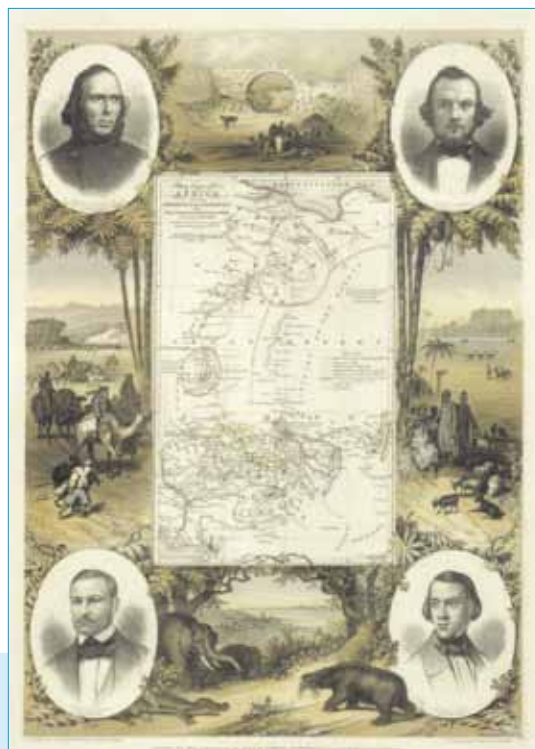


Abb. 1: Kartenskizze von August Petermann, in: PGM 1875, Tafel 1.

Abb. 2: Frontispiz: August Petermann, Map of a part of Africa showing the progress of the expedition under Messrs. Richardson, Barth, Overweg & Vogel in the years 1850-53, in: ders., *Account of the Progress of the expedition to Central Africa*, London/Gotha 1854.

in der Populärkultur des 19. Jahrhunderts kursierten. Das Innere Afrikas als das eigentliche, noch unverfälschte Afrika war demnach aufgrund seiner vermeintlich geographisch fast insularen Abgeschlossenheit den Europäern noch weitgehend unbekannt und aus eurozentrischer Perspektive insofern noch im Dunkeln geblieben. Soweit deckt sich die Metaphorik mit der des ‚weißen Flecks‘, wobei allerdings mit der konstatierten Dunkelheit Afrikas stets eine Reihe charakteristischer, primär negativer Konnotationen einherging, die paradoxerweise das vermeintlich unbekanntes Innere Afrikas von vornherein als immer schon bekannt erscheinen ließen. Zunächst war die Dunkelheit einfach als Anspielung auf die Hautfarbe der Bewohner zu verstehen, es handelte sich um den ‚schwarze Erdteil‘, das Land der Schwarzen oder einfach ‚Schwarzafrika‘. Diese äußere Dunkelheit wurde allerdings mit einer inneren, seelisch-moralischen Dunkelheit gleichgesetzt: Der allein von Sinnlichkeit und Leidenschaft beherrschte ‚Neger‘ stellte in seiner ‚Rohheit‘ den natürlichen, ‚tierischen‘ Menschen auf der untersten Stufe der menschheitsgeschichtlichen Entwicklung, im kindlichen ‚Stand der Unbewußtheit seiner selbst‘ dar. Afrika galt entsprechend als geschichtsloser und vom Zivilisationsprozess ausgeschlossener und auch insofern ‚dunkler Kontinent‘, in dem noch die ‚Barbarei der Wildheit‘ beispielsweise in Form von Stammesfehden, Sklavenhandel und Kannibalismus herrschte und der folgerichtig auf das erzieherische, zivilisatorische Eingreifen europäischer ‚Lichtbringer‘ angewiesen war.

➔ Das Innere Afrikas und das innere Afrika

Reisen in das Innere Afrikas erschienen dabei zugleich aber immer auch als Reisen in die eigene menschheitsgeschichtliche Vergangenheit, die der Leser im Prozess der Zivilisation hinter sich gelassen zu haben glaubte: Gerade weil dort ‚alles beim Alten geblieben‘ war, konnte es ihm als Unbekannt-Bekanntes ‚ewig neu‘ erscheinen. Die Rede über das Innere Afrikas war somit immer auch Rede über das ‚wahre innere Afrika‘ (Jean Paul) des menschlichen Unbewussten, über die durch Zivilisierung marginalisierten, disziplinierten und verdrängten Anteile der menschlichen Existenz. In diesem Zusammenhang konnte die Zivilisation dann gleichermaßen als Erfolgsgeschichte des Triumphs über die rein sinnliche,

tierische Natur des Menschen erzählt werden, der eben seinen Preis hat, wie als Verlustgeschichte einer Entzauberung der Welt. Dabei kam ‚dem Afrikaner‘ im Rahmen eines durchaus ambivalenten Afrikanismus die Funktion zu, in einer Gemengelage aus Faszination und Abwehr, Begehren und Abgrenzung stets lediglich all das zu repräsentieren, was die zivilisierte deutsche Bürger- und Leserschaft von Familienzeitschriften im Rahmen der eingangs skizzierten globalen Fortschrittserzählung nicht mehr – und darum manchmal insgeheim umso mehr – sein wollte: natürlich, sinnlich, leidenschaftlich, wild, irrational, unreflektiert, undiszipliniert, faul, naiv, einfältig ...

Die beiden Metaphern vom ‚weißen Fleck‘ und vom ‚dunklen Kontinent‘ verbindet so letztlich das Paradox des zugleich Unbekannten – Schleierhaften, Rätselhaften, Unverständlichen und Unerklärlichen – und doch immer schon Bekannten. Dieses Schema kam den Anforderungen des neuen periodischen Massenmediums Zeitschrift insofern entgegen, als es immer wieder aufgerufen und zugleich jeweils aktuell und durchaus widersprüchlich neu gefüllt werden konnte: „Immer bringt Afrika etwas Neues.“ Dabei gilt bis heute, dass uns die alten/ neuen Afrika-Bilder mehr Neues über unser eigenes Selbstbild verraten als über Afrika und die Afrikaner.

Daniela Gretz ◀

¹ Alexander Honold, „Raum ohne Volk. Zur Imaginationsgeschichte der kolonialen Geographie“, in: Mihan Dabag, Horst Gründer, Uwe-K. Ketelsen (Hg.), *Kolonialismus, Kolonialdiskurs und Genozid*, München 2004, S. 95-110.

² Johannes Hoffmeister (Hg.), Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte*, Bd. 1, Hamburg ³1970, S. 187-234.



Daniela Gretz, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Neugermanistik II der Ruhr-Universität Bochum, war im Sommersemester 2012 Kollegiatin am Kulturwissenschaftlichen Kolleg und arbeitete am Forschungsprojekt „Das I/innere Afrika des Realismus. Wissen und Literatur über Afrika in der Zeitschriftenkultur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“.





FLA KIE

Wir sind gewohnt, beim Thema „Kulturelle Grundlagen von Integration“ sofort an Migranten, Sprachdefizite und soziale Unruhe zu denken. Fragen der Integration und Desintegration stellen sich aber auch an anderen gesellschaftlichen Grenzen, zum Beispiel an der Grenze der Generationen. Das Lebensalter trennt die Bevölkerung in Gruppen, die sie sich nicht selbst ausgesucht haben. Jeder von uns ist in eine Konstellation von Generationen eingespant, die in der überalterten Gesellschaft immer mehr auseinanderzubrechen droht. Die bekannten Stichworte dafür sind ‚Sicherung der Renten‘ und ‚Generationsvertrag‘. Das soziale Zusammenleben der Generationen ist aber nicht nur ein ökonomisches Thema. Es kann auch von historischem Interesse sein. Das gilt insbesondere für die Generation der heute über 80-Jährigen, die in Hitlers „Tausend-jähriges Reich“ hineinwuchs, das dann doch nur zwölf Jahre dauerte und zu einer Vergangenheit geworden ist, die nicht so einfach vergeht. Die Geschichte, die sie noch mit sich herumtragen, war lange Zeit in die öffentliche Diskussion nicht integrierbar. Jetzt, nach mehr als 65 Jahren stellen sich viele ihren Erinnerungen. Was können wir heute noch erfahren über die sogenannte Flakhelfergeneration, die mit fünfzehn oder sechzehn Jahren von der Schulbank an die Flugabwehrkanonen des Zweiten Weltkriegs versetzt wurde?

Diese Grundfrage steht hinter einem Dokumentarfilm-Projekt mit dem Titel *Anfang aus dem Ende – Die Flakhelfergeneration*, das im September 2011 begonnen und 2012 abgeschlossen wurde. Auf der Basis von fünfzehn lebensgeschichtlichen Interviews, die in Landau, Heidelberg, Tübingen und Konstanz aufgenommen wurden, entsteht ein Porträt dieser Generation aus männlichen und weiblichen Stimmen, die ihre je eigene Geschichte erzählen. Diese Geschichten bestätigen und erläutern sich zum Teil gegenseitig, es gibt aber auch sehr unterschiedliche, ja gegensätzliche Perspektiven. Von Fernsehdokumentationen und Filmen zu diesem Thema unterscheidet sich das Projekt in der Konzeption und Präsentation durch seinen Fokus auf Erinnerung, Bewertung und Reflexion. Es geht nicht primär darum, noch einmal aufregende Episoden des Zweiten Weltkriegs mitzerleben. Vielmehr sollen die Zuschauer hier zu aufmerksamen Zuhörern werden, die aus persönlichen Zeugnissen nicht nur Wichtiges über ein zentrales Kapitel der deutschen Geschichte, sondern möglicherweise auch über ihre eigene Familiengeschichte erfahren können.





► Die kürzeste Generation des 20. Jahrhunderts

Mit einem einflussreichen Aufsatz im Jahr 1928 hat der Soziologe Karl Mannheim die Generationenforschung gestartet. Seither diskutiert man darüber, ob es tatsächlich so etwas gibt wie ein einheitliches Generations-Profil, wo die Einschnitte im Kontinuum der Jahrgänge genau zu setzen sind und was die sehr unterschiedlichen Mitglieder einer Generation denn konkret zusammenhält. Sind Generationen letztlich nicht doch nur eine Erfindung der Soziologen und Historiker? Und was hat man von all den Generationen zu halten, die heute in den Medien in schneller Folge ausgerufen werden wie Generation Golf / Praktikum / Hartz IV / dot.com / iPod? Ich halte das Konzept dennoch für durchaus brauchbar, wenn man es nicht (minimalistisch) auf Konsumkonjunkturen und Medienereignisse, sondern (maximalistisch) auf historische Wenden und Bewusstseinswandel bezieht. Was also macht eine Generation aus? Ich nenne drei Elemente, die an der Formation einer Generation beteiligt sind: ein historisches Schlüsselereignis, ein neuer Blick auf die Welt und das Bedürfnis nach Selbstthematisierung, verbunden mit dem Wunsch, sich von der vorangehenden Generation abzusetzen.

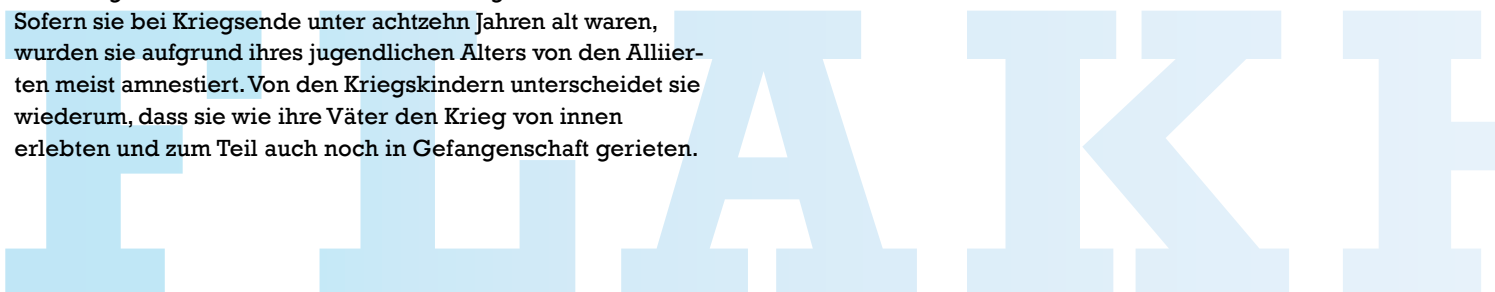
Unter den historischen Generationen des 20. Jahrhunderts – zu denen man die Generation des Ersten und Zweiten Weltkriegs, die Kriegskinder, die 68er und die 89er rechnen kann, bildet sie die kürzeste, die mit den zwischen 1926 und 1929 Geborenen gerade einmal vier Jahrgänge umfasst. Sie umfasst nicht nur Männer, sondern auch Frauen, die an der Flak, im Reichsarbeitsdienst, beim ‚Schanzen‘ (Gräben ausheben) und in Rüstungsfabriken eingesetzt waren, weshalb im Film auch weibliche Stimmen zur Sprache kommen. Es gibt gute Gründe, von diesen Jahrgängen als einer eigenen Generation zu sprechen. Von der Generation ihrer Väter unterscheidet sie, dass sie erst später in den Krieg eingezogen wurden und meist keine angemessene militärische Ausbildung mehr erhielten.

Sofern sie bei Kriegsende unter achtzehn Jahren alt waren, wurden sie aufgrund ihres jugendlichen Alters von den Alliierten meist amnestiert. Von den Kriegskindern unterscheidet sie wiederum, dass sie wie ihre Väter den Krieg von innen erlebten und zum Teil auch noch in Gefangenschaft gerieten.

Einer der Protagonisten des Projekts hat die spezifische Position der Flakhelfergeneration folgendermaßen zusammengefasst: „So waren wir zwischen dem Vaterlandserlebnis unserer Väter und der Freiheit unserer Kinder, die Nazi-Verbrechen aufzudecken, weil wir uns eben als mitgefangen, mitgegangen, mitschuldig fühlten.“ (Jürgen Moltmann)

► Der Status des Zeitzeugen

Der Zeittzeuge ist eine aussterbende Spezies. So hat es Günter Grass (geboren 1927) einmal formuliert und inzwischen ist es seine eigene Generation, die von dieser Wahrheit betroffen ist. Obwohl oder weil er die Vergangenheit noch gegenwärtig mit sich herumträgt, genießt der Zeittzeuge bei den Historikern keinen guten Ruf. Das geht so weit, dass der Politikwissenschaftler Wolfgang Kraushaar den Zeittzeugen sogar als den „natürlichen Feind des Historikers“ bezeichnet hat. Die Historiker betreiben ihre methodische Untersuchung und quellengesteuerte Rekonstruktion vergangener Ereignisse lieber im Sicherheitsabstand von der perspektivischen Verengung, Wertsetzung und Rechtfertigungsrhetorik der Zeittzeugen, ganz zu schweigen von der notorischen Ungenauigkeit und den Verzerrungen ihrer Erinnerung. Zeittzeugen bezeugen alles Mögliche, nur keine eigenen Verbrechen. Deshalb beargwöhnen manche den terminologischen Wandel von ‚Tätern‘ zu ‚Zeittzeugen‘, der seit etwa einem Jahrzehnt zu beobachten ist, und der auf eine ‚Biographisierung‘ der NS-Zeit hindeutet, die mit einem wachsenden Abstand zur Epoche der Verbrechen und einem Wechsel der Generationen zusammenhängt. Was diese „Nicht-Opfer über die Zeit des ‚Dritten Reiches‘ zu berichten wissen“, sei, so Harald Welzer, ehemaliger Direktor des Center for Interdisciplinary Memory Research (CMR) in Essen, in einem Interview, erstens meistens „historisch völlig falsch“ und zweitens folge es oft „dem Schema der ‚Verführung‘“. Deshalb fügt er hinzu: „Ich kann es nicht als Verlust betrachten, wenn solche Stimmen jetzt nach und nach verstummen.“





Im Gegensatz dazu soll das Dokumentarfilmprojekt zeigen, dass es durchaus lohnend sein kann, die Stimmen der Zeitzeugen in ihrer Verschiedenheit anzuhören, damit wir uns ein differenzierteres Bild von dieser Generation machen können. Die Voraussetzungen und Herausforderungen des mörderischen und traumatischen Krieges, in den die Betroffenen eingezogen und hineingezogen wurden, waren für alle mehr oder weniger die gleichen. Sehr unterschiedlich waren jedoch die Formen der Verarbeitung ihrer Erfahrungen und die Lehren, die sie aus dieser Geschichte für ihr eigenes Leben gezogen haben.

► Kommunikatives Gedächtnis

Die Flakhelfergeneration ist zugleich die HJ-Generation, die Generation der Hitler-Jugend, die zielstrebig durch Trainingsübungen, durch Parolen, durch Feindbilder und eine Ideologie der Herrenrasse programmiert war. Körper, Seele und Geist dieser Generation waren durch diese Erziehung gegangen und so oder so von ihr geprägt. Das Besondere an der Generation der Flakhelfer ist, dass sie anders als ihre Eltern 1945 die Chance hatten, ihr Leben noch einmal neu zu beginnen. Viele





von ihnen haben damals eine bewusste Wende durchgemacht; ihre Initiation ins Erwachsenenalter im Alter von etwa achtzehn Jahren fiel mit der Neugründung der Bundesrepublik zusammen. Der Historiker Dirk Moses nennt sie deshalb auch ‚die 45er‘. Damit bezieht er sich auf das Schlüsselerlebnis dieser Generation: den verlorenen Krieg, der ihr gesamtes Leben bestimmt hat. Nach dem Ende des Krieges kam keiner dieser Generation an der Einsicht vorbei, dass die Welt, wie man sie gekannt hatte, abrupt zusammengebrochen war. Von heute auf morgen galt (fast) nichts mehr von dem, was diese Generation gelernt und worauf sie sich vorbereitet hatte. Der Wechsel der Denkmuster war zum Teil schmerzhaft und der Mut zu neuen Perspektiven brauchte Zeit. Man musste sich damals wirklich – wie es heute salopp heißt – neu erfinden.

Als Kinder, die der Indoktrination des NS-Staats ausgesetzt waren, entwickelten viele von ihnen nach 1945 eine starke Abneigung gegen jegliche Form von Ideologisierung. Der Soziologe Helmut Schelsky hat sie deshalb auch die „skeptische Generation“ genannt. Aus den jungen Skeptikern wurden, als sie älter wurden, bedeutende Fürsprecher der Modernisierung wie Jürgen Habermas und Niklas Luhmann, Wolfgang Iser und Ralf Dahrendorf. Es war diese Generation, die in den 60er Jahren die Reformuniversitäten gegründet und dabei auch ihre eigenen Fächer entrümpelt und grundlegend modernisiert hat. In dieser Hinsicht kann die Flakhelfergeneration geradezu als ein Emblem unseres Staates angesehen werden: sie verkörpert mit ihrer Biographie die politische und kulturelle Wende von der Diktatur des Dritten Reichs zur Demokratie der Bundesrepublik Deutschland.

So energisch und kreativ diese Generation in die Zukunft geblickt hat, so wenig war sie geneigt, zurückzuschauen. Über ihre Kriegserfahrungen haben die meisten von ihnen nie gesprochen, entweder weil sie es nicht konnten oder weil es niemand wissen wollte. Das kommunikative Familiengedächtnis funktionierte nicht. So blieb im Schutze des Schweigens vieles lange unausgesprochen. Diese Vergangenheit, die jahrzehntelang im Hintergrund ihres aktiven Berufs- und Familienlebens verschwunden war, rückt jetzt im Alter wieder näher an sie heran und viele stellen sich ihren Erinnerungen.

Die Flakhelfer von damals sind die Großväter von heute. Ihre Enkel wachsen in eine ganz andere Welt hinein. Sie wissen kaum noch etwas von dem Krieg, der das alte Europa zerstörte und den Grund für das neue Europa legte. Sie reisen heute als Austauschschüler um die Welt und sind per Facebook global vernetzt. Nicht alle Enkel wappnen sich gegen die deutsche Geschichte mit der einfachen Devise „Opa war kein Nazi“. Viele von ihnen interessieren sich zunehmend für das, was die Großväter zu erzählen haben. Oft helfen sie ihnen auch dabei, ihre Erinnerungen niederzuschreiben. Das Familiengedächtnis, das lange Zeit eine Störung in der Leitung hatte, scheint wieder durchlässiger zu werden. Das könnte ein Hinweis darauf sein, dass diese Geschichte ins gesellschaftliche Bewusstsein integriert wird. **Aleida Assmann** ◀

Die Porträts sind dem Dokumentarfilm *Anfang aus dem Ende – Die Flakhelfergeneration* entnommen.



Aleida Assmann, Professorin für Anglistik und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz, widmete ihr akademisches Jahr 2008/09 am Kulturwissenschaftlichen Kolleg dem Thema „The Past in the Present. Dimensions and Dynamics of Cultural Memory“. Beim Dokumentarfilm *Anfang aus dem Ende – Die Flakhelfergeneration* führte sie Regie (Kamera: Miriam Troescher, Ton: Antje Volkmann, Schnitt: Marlene Assmann und Vincent Assmann).

IMPRESSUM

Redaktion: Claudia M. Voigtmann, Konstanz
Gestaltung: Eva Engler, Berlin/Überlingen
Korrektorat: Jan Kröger, Konstanz
Bildnachweis: Eva Engler: S. 44
Bigi Möhrle: Titel, S. 4, 8, 12, 14, 20, 26, 34, 38
Druck: Druckhaus Hartmann, Hilzingen
V.i.S.d.P.: Prof. Dr. Rudolf Schlögl
Herausgeber: Exzellenzcluster
„Kulturelle Grundlagen von Integration“
Universität Konstanz
78457 Konstanz
© Universität Konstanz 2013



2